Mein Kriegsbuch

M. Herbert

M. Herbert

Mein Kriegsbuch

Mein Kriegsbuch

Von M. Herbert pseud. of
Frau Therese (Kellner) Keiter

Köln, Verlag und Druck von J. P. Bachem

Verlags-Nr. 1117
(seit 1900)

Inhalt

Seite

Gebet.

O Herr, wir heben auf zu dir die Hände,
In dessen ewiger Macht wir alle stehn.
Sei unser Hort, an großer Schicksalswende,
Hör unseres Volkes unermüdlich Flehn.
O Herr, wir ziehn für die gerechte Sache
Und treu dem Bunde das geweihte Schwert.
Wir haben dieses Mordens blutge Lache
Und dieses Völkerunglück nicht begehrt!
Verrat und Untreu haben sich erhoben!
Hilf unseren Waffen, Herr Gott, Zebaoth.
Daß wir im Siege deine Gnade loben
Gerechter Sache hilf, gerechter Gott.

Aufrechte Menschen will die Zeit von uns!

Aufrechte Menschen will die Zeit von uns,
Gerade Seelen ohne Sterbensgrauen,
Und starke Herzen, die auf Gott vertrauen.
Aufrechte Menschen will die Zeit von uns.

Der bittre Tod hat jetzt des Lebens Wert.
Die blutge Walstatt ist Walhalla worden.
Ein Heldenlied erbraust in Sturmakkorden;
Der bittre Tod hat jetzt des Lebens Wert.

In Blut und Schmerzen kaufen wir zurück
Für unser Volk der edlen Reinheit Segen
Und haun der Zukunft Aufstieg mit dem Degen.
Mit Blut und Schmerzen kaufen wir das Glück!

Deutschland auf sich gestellt!

Zerschnitten zwischen uns und aller Welt
Das Tafeltuch! Deutschland auf sich gestellt.
Zum ersten Mal hebt es die Stirne frei.
Vorüber Sklaventum, Ausländerei,
Vorüber Affenmode von Paris!
Der Deutsche schafft sein eignes Paradies,
Der Deutsche kehrt zurück zum eignen Herd,
Zur eignen Tiefe und zum eignen Wert.
Der Deutsche baut sein eignes Sein und Los;
In bittren Nöten wird er stolz und groß.

Der Abmarsch.

Frühe Nacht! Der Regen hat aufgehört zu strömen. Nur von den Bäumen der Allee noch fallen schwere, dicke Tropfen in monotoner Musik. Das elektrische Licht wirft einen fahlen grünlichen Schein auf die nasse Straße, die wie ein schwarzer Spiegel glänzt. Auf den Bürgersteigen Kopf an Kopf. In den vordersten Reihen bleiche Frauen mit Kindern an der Hand. Ihre weitgeöffneten Augen starren angstvoll in das Dunkel. Seit zwei Stunden erwarten die Leute den Ausmarsch der Truppen. Sie stehen in tiefem, bangen Schweigen. Eine unbeschreibliche Stimmung herrscht. Angst, Abschiedsweh, dumpfes Nichtbegreifenkönnen des Schrecknisses, das so plötzlich auf ein friedliches Volk niederbrach.

Zerrissene verwehte Glockenklänge kommen von den Domtürmen herüber. Der Angelus! Die Männer nehmen die Hüte ab. Die Stille wird im Augenblick noch tiefer. Dann wieder das lange, bange Harren. Endlich von ferne der Marsch der Militärkapelle, der wohlbekannte fröhliche

Trommelschlag, der eherne, schütternde Schritt der Soldaten. — Jetzt biegen sie um die Ecke — da erhebt sich ein brausendes Hoch und Hurra begeisterter Begrüßung, das nicht enden will. Dazwischen Weinen und Wehklagen ... Mann — Vater!

Auf der Höhe der Bahnhofsteige erscheint ein Geistlicher im Ornat. Er betet ein Vaterunser; er segnet Mannschaft, Waffen und Fahnen. Der Bürgermeister tritt vor und nimmt mit hallenden, anfeuernden Worten Abschied von den Söhnen der Stadt. „Möge Gott euer ungeheures Opfer segnen!" Lieder erbrausen: Deutschland, Deutschland über alles, und Es braust ein Ruf wie Donnerhall, und Theodor Körners stürmendes gewaltiges Schlachtlied: Vater, ich rufe dich ... Vater, du schütze mich!

Ueber ein Jahrhundert hinweg ist dieses mächtige Gebet einer herrlichen, deutschen Jünglingsseele lebendig geblieben im deutschen Volke. Wieder schlägt sein lohendes Feuer zum „Lenker der Schlachten" empor, so kraftvoll, so aus der Tiefe ausbrechend, wie damals, als die Feinde über uns waren. Auch damals galt es wie heute: von innerlicher Schmach und Zerrissenheit zu genesen.

Draußen am Bahnsteig pfeifen die Maschinen. Noch amal Ade liebstes Weib — Seids stad, Kinder! Da und dort ein Aufschrei, ein Schluchzen — dann mannhaft vorwärts. Jemand ruft: „Auf Wiedersehen da droben!" Alles andere übertönt das eherne Rollen, das nun in der Halle klingt, leiser wird und verhallt ...

Schweigend, mit tief gesenkten Häuptern gehen die Menschen heim. Jeder wandert unter dem Druck des Schicksals in banger Sorge und Furcht, während die Züge mit den Geliebten durch das Dunkel dahinfahren — durch Gefahr und unendliche Strapazen, vielleicht dem Heldentod entgegen.

Die Söhne der Mutter.

I.

Der Sohn steht in des Kaisers Heer.
Sein Dienst ist streng, sein Dienst ist schwer.
Er ißt ein rauhes, schwarzes Brot,
Und sein Gefährte ist der Tod.
Kalt ist das Bett für den Soldat,
Im Graben seine Liegestatt;
Im Arme hält er das Gewehr,
Granaten splittern um ihn her,
Kanonendonner weckt ihn auf
Vor Tau und Tag zum Sturmeslauf.
Die Nebel dämmern noch im Tal,
Da zuckt um ihn schon Sterbensqual,
Auf Posten harrt er manche Nacht,
Vor Kälte starr auf dunkler Wacht.
Tät nicht die Mutter für ihn flehn,
Er könnte nimmermehr bestehn.

II.

Der Sohn der Mutter war einst ihr Kind,
Sie hat ihn gepflegt und gewiegt,
Nun kämpft er draußen in Regen und Wind,
Wo die Kugel pfeift und fliegt;
Der Sohn der Mutter fiel im Feld.
Nachts tat sie einen Schrei;
Sie spürte seine letzte Not,
Das Herz brach ihr entzwei.
Der Sohn der Mutter war blond und jung,
Er war ihre Freude, ihr Stolz.
Nun ragt auf fernem Massengrab
Sein schmucklos Kreuz von Holz.

Doch darf die Mutter selig sein
Um solchen Heldensohn:
Ein Cherubim mit goldnem Schwert,
Steht er an Gottes Thron.

Letzte Worte.

Und legt mir, wenn ich verblutet bin,
Ein Büschel Gras aufs Angesicht.
Erschrecken will ich die Brüder nicht,
Wenn sie vorüberziehn.

Ein deutscher Mann braucht großen Mut,
Daß er die Schlacht gewinnt.
Der helle Siegestag beginnt.
Es gilt das höchste Gut.

Grüßt, Brüder, mir die Mutter mein,
Es soll ihr Trost im Leide sein,
Daß ich auf Frankreichs grünem Feld
Gestorben bin als deutscher Held.

Das Totenamt.

Es ist noch früh am Vormittag, kühl geht der Wind durch die Gassen. Noch hat die Herbstsonne die schweren, grauen, fledermausgleichen Donaunebel nicht vertreiben können, sie nisten im alten Torweg, unter vorgebautem Sims. Düster lasten die Schatten in den Schiffen und Gewölben der ehrwürdigen romanischen Münsterkirche. Die großen gemalten Engel im Presbyterium aus verschollenen Zeiten, deren Spuren man kürzlich unter der weißen Tünche vorgeholt hat, schauen wie durch einen Flor auf den schwarzen Katafalk nieder, an dem ein einziger großer Lorbeerkranz lehnt.

Niemand weiß, wo das Grab des jungen Offiziers sich türmt, dem heute die letzte Feier der Liebe gilt; heimatfern schlummert er in Frankreichs Boden. In weiter, weiter Verlassenheit erhebt sich vielleicht ein kleines schwarzes Holzkreuz auf der einsamen Stätte, kein Blumenflor blüht darauf, kein Kranz erzählt von früher Vollendung.

Die Glocken des Münsters erheben ihre ehernen Stimmen, die Bänke füllen sich mit dunklen Gestalten, das Chorgestühl mit Offizieren, alten, gedienten Herren, die hier hinter der Front die nachrückenden Mannschaften einüben. Ihre weißen Häupter glänzen silbern, die Orden und Sterne auf ihrer Brust leuchten. Sie haben würdige, erfahrene Gesichter. Auch der Vater des gefallenen Leutnants ist Militär. Männlich und stolz wie eine große Auszeichnung trägt er den Schmerz um den heldenhaften Sohn. Ach, aber dieser Stolz, diese Auszeichnung hat ihm Herzblut gekostet. Sein Gesicht ist über Nacht tiefgefurcht, hager und ernst geworden, das wohlwollende Lächeln um den Mund erstarb. Tief verschleiert kniet die beraubte Mutter in einem Stuhle nahe dem Altar, auf dem die Todeskerzen ihres Kindes schimmern und wo der Priester das heilige Opfer darbringt. Die Mutter ist die große Schmerzensträgerin dieser hochgeweihten Stunde, ihr Verlust ist der schwerste. Für keinen der vielen, die gekommen sind, mit ihr zu trauern, zu beten, zu weinen, haben die Ewigkeitsworte des Requiems eine so tiefe, das Herz durchschütternde Bedeutung als für sie. Sie ist es, die das Opfer ihres Kindes auf den Altar des Vaterlandes legte. Sie steht am nächsten dem Kreuze. Milde, engelgleich tönt von der Orgelempore eine weiche, dunkle, versöhnliche Stimme herab und bringt der Mutter die Tröstungen Gottes: „Dein Sohn lebt!“ Niemals war

der Frau ihr Kind so nahe wie in dieser erhabenen Trauerfeier. Sie sieht seine hohe, schmucke Jünglingsgestalt — sie fühlt es, wie er mit gezogenem Degen dem Feinde entgegenstürmt und die tödliche Kugel empfängt wie den Kuß einer Braut. Sie kniet im Kugelregen neben ihm und hört sein letztes Stöhnen und sein verlöschendes Flüstern: „Gute Nacht, Mutter. Weine nicht! Es mußte so sein. Es war der ewige Wille." Auf schönere Weise kann kein Mensch sterben, wunderbarer kein Leben sich schließen. Sie weiß es. Sie gönnt ihrem Kinde den herrlichen Heldentod.

Aber als es nun heißt: Requiem aeternam dona ei Domine — fühlt sie plötzlich in der tiefsten Seele klarer und schmerzlicher als vorher die Unendlichkeit, die sie nun von ihrem Kinde trennt, für das ganze dauernde Erdenleben. Am anderen Ufer — in den Scharen der Seligen — steht ihr Sohn, sie aber muß hier weiter wandern, in kühler Fremde auf harten Wegen schreiten, wo keiner mehr lebt, der ihr so nahe wäre wie ihr Kind. Der menschliche Schmerz in ihr wächst riesengroß empor — so stark, als wolle er die zarte, zerbrechliche Form ihres Körpers sprengen. Eine jammernde Klage drängt sich auf ihre Lippen, aber sie ringt die Qual nieder. Soll sie sich vor ihrem tapferen Toten schämen? Sie darf nicht klein und schwach sein, ihres jungen Helden unwürdig.

Stark und weit — mit Riesenschritten, als hätte Gott ihm Schwingen angeheftet, ist er allem Kleinlichen und Engen entflohen, hat in frühester Jugend seine Krone vom Altare genommen und ist nun dort angelangt, wohin wir alle beschwerlich und mühesam wandern müssen.

Requiescat in pace!

Hoch aufgerichtet steht die Mutter neben dem Gatten am Kirchenportal und empfängt teilnehmende Worte,

stummen Handdruck, tiefen, verstehenden Blick. Der Schmerz der Mutter ist in diesem Augenblick der Schmerz aller.

Die großen Tage.

O diese Tage sind so wundergroß,
So heiß geworden ist des Schwertes Klinge
Vom Kampf ums Dasein; daß wir unser Los
Nie wieder werten, staubgrau und geringe.

Auf unseren Tagen leuchtet blutiger Glanz,
Gewaltge Kraft fuhr in die müden Glieder,
Wir greifen nach dem hochgehaltnen Kranz
Der Heldentaten unseres Volkes wieder.

Und ob wir knietief auch in Tränen stehn
Und ob wir über heilge Gräber schreiten,
Auf unsrer Stirne ist des Ewgen Wehn
Und wir erstarken an den starken Zeiten.

Pius X.

Ueber der Kanonen brünstig Schrein
Dringt ein tiefes Läuten her aus Rom,
Klagt die Glocke dumpf aus Petri Dom,
Reckt ein Kreuz sich in den Feuerschein.

Und ein stiller, weißer Schläfer ruht,
Die Tiara auf dem müden Haupt.
Heilge Güter hielt er; unverstaubt
Schützte er des Glaubens göttlich Gut;

War ein Friedensträger, der den Krieg
Feurig haßte und Erneurung schwur
Jesu Lehre. Auf der Völkerflur
Flehte er um ewger Liebe Sieg.

Weit voraus der neiderfüllten Zeit,
Trug er unsrer Seele bessres Teil,
Kämpfte er um überirdisch Heil;
Dieser Weltbrand war sein Todesleid.

Ein Memento unsre Lippe spricht.
Mitten in die Fluten von Gebeten
Ist ein neuer dunkler Schmerz getreten:
Auf dem Thron der Kirche starb das Licht.

An die ermordeten Deutschen in Belgien.

Ihr Märtyrer des heilgen Vaterlands,
Dem blinden Haß als Opfer hingesunken!
Die Erde, nun von deutschem Blute trunken,
Wird unsrem Volke einst noch Früchte tragen.

Ihr Fraun, die ihr geschändet, blutig, nackt,
Gezogen wurdet durch die fremden Gassen,
Wir wollen in das Gold der Liebe fassen
Euer Gedächtnis, und es ewig hegen.

Wir wollen Euch bedecken wundersam
Mit unsres Vaterlands gesenkten Fahnen;
Schneeweiß und leuchtend gehen Eure Manen
Uns ernst voran in dieser Zeit der Schmerzen.

Wir konnten nicht an Eurer Seite stehn,
Ihr mußtet hilflos und verlassen sterben;
Doch sind wir Eures Opfertodes Erben
Und werden von Euch späten Enkeln sagen.

O deutsches Blut, du hehrer Väter Saft,
In breiten Strömen wirst du nun vergossen!
In Gottes ewgem Rate ward's beschlossen,
Daß sterbend unser Deutschtum wir bekennen.

O wehe dem . . .

O wehe dem, der jetzt kein Opfer bringt
Und fern sich hält von seiner Brüder Reihn!
Er wird ein Heimatfremder segenlos,
Er wird des Vaterlands verlustig sein.

Was eine Heimat ist, wir wissen's heut,
Da um den Herd sich lagert die Gefahr;
Da unsres Landes stolzgebauter Welt
Anstürmend droht der Feinde Riesenschar.

All unsre Herzen stehen wie ein Herz,
All unsere Hände schlingen sich zum Kranz
Unüberwindlich eingeschmiedet, fest . . .
Ob Tausend sinken, unser Ring bleibt ganz.

Der deutschen Seele allertiefste Treu
Wird heute leuchtend offenbar und kund.
Und ohne Schwüre, ohne lautes Wort
Schließt felsenfest sich der allmächtige Bund.

Nur ein Toter.

Die Schwüle des Sommertags lastete schwer in den Gassen und auf den breiten Plätzen der alten Donaustadt. Dennoch drängte die Menge sich in wilder Hast und Aufregung. Einige sangen patriotische Lieder und schwangen die Mützen. Viele gestikulierten heftig und besprachen alle Möglichkeiten des Kriegsausgangs. Man las sich Zeitungsnachrichten vor. Abenteuerliche unverbürgte Gerüchte wurden von Uebereifrigen wie Bomben unter die Menschen geschleudert. Sie wuchsen im Niederfallen und verbreiteten mit Gedankenschnelle zwischen all den Leuten stille,

vergrämte Gesichter, rotgeweinte Augen. Mütter, die Kinder an der Hand führten, junge Frauen, die in der Hoffnung waren, — alle allein gelassen — alle urplötzlich verwaist und unversorgt.

Es war sieben Uhr abends. Jetzt konnte man an der Zeitungsexpedition die neuesten Depeschen vom Kriegsschauplatz erhalten. Die ganze Straße und der große viereckige Platz vor dem Druckereigebäude war von Leuten besetzt, welche den ach so spärlichen, zurückhaltenden Nachrichten von dem Heere entgegenfieberten. Eben hatten die wenigen noch in Betrieb stehenden Fabriken ihre graubärtigen Veteranen, die Bureaus ihre letzten engbrüstigen Schreiber und feschen Tippfräuleins entlassen. Einige Beamte kamen vom Rathaus und vom Landgericht, von der Regierung und von den Banken — außerdem Frauen des Volkes — die Uebriggebliebenen, zur Untätigkeit Verurteilten, Hilflosen.

Alle wollten das Neueste hören, Antwort haben auf die bohrenden, rastlosen Fragen, mit denen sie sich in den langen, eingeschlossenen, vereinsamten Stunden unablässig getragen hatten.

Knaben machten sich mit den Ellenbogen Raum, stürmten allen voran und blockierten die Treppe vor der Expedition, auf welcher jetzt der Eigentümer der Zeitung erschien, beide Arme voll von den eben in der Druckerei abgezogenen Telegrammen. Wie da gierig die Hände sich ausstreckten! Schmutzige, hagere, behaarte, weiße, feingepflegte, beringte, schwache und kraftlose und riesige, gesunde — alle im Kampfe einander überbietend. Diese schäumende, ringende, greifende Sehnsucht vieler Hände haben die Maler oft zum Vorwurf genommen, auf ihren Bildern strecken sie sich nach dem Glücke, nach dem Geld — nach der Liebe — nach dem Kreuz — aber in diesen wirklichen Händen,

auf denen ein Schein des roten Abendlichtes strahlt, zittert die Sorge um das Vaterland, die Angst um den Fortbestand der Nation und um das Leben der Geliebtesten. Auch an die Mauern an allen Straßenecken werden jetzt große rote Plakate angeschlagen, sie haben denselben Wortlaut wie die Depesche — die nun von Hand zu Hand, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus gleichsam im Sturmschritt rennt.

„Ein Vorpostengefecht. Der Feind hatte 30 Tote. Auf unserer Seite der Verlust kaum nennenswert. Zehn Verwundete und nur ein Toter."

Die Leute sehen sehr befriedigt aus. Lächeln und rufen einander zu. „Nur ein Toter." Es war eines der ersten Gefechte in dem voraussichtlich mörderischen Kriege, in dem Ströme von Blut fließen, in dem die Massengräber sich türmen werden. Aber es lautet wie ein günstiges Omen. Nur ein Toter!

Man freut sich über diesen einen Toten, wie über einen Sieg. Man fühlt seinen Mut und seine Zuversicht turmhoch wachsen.

„Der Verlust ist kaum nennenswert", berichten am nächsten Morgen die Zeitungen und es gibt kaum einen Menschen, der das nicht mit Genugtuung liest.

Der einzige war ein blutjunger Leutnant; der Sohn einer Witwe, die ihn mit ihrem Herzblut groß gezogen hat, deren erstes Gebet am Morgen, deren letztes am Abend ihm galt. Er ist ein mutiger, schöner Mensch gewesen, voll Zärtlichkeit für seine Mutter. Als nach den verhängnisvollen Schüssen von Serajewo die europäische Lage sich immer mehr zuspitzte, als die Mobilisierung erfolgte und ein Ereignis das andere jagte, bis der Krieg erklärt war, ist er voll lohender Begeisterung gewesen. „Mutterl, jetzt gilt's die Ehre des Vaterlandes, Ruhm und Sieg sind zu

holen. Möchtest ja selbst nicht, daß ich nicht brennend gern ins Feld zöge!" Dabei haben seine Wangen geglüht und seine Augen sind aufgeleuchtet wie zwei Sterne. Die Frau hat ihm zugestimmt und ihr Auge ist voll Stolz auf ihn gerichtet gewesen, während ihre Augen in Tränen schwammen.

„Du hast recht, tausendmal recht! Ich schämte mich deiner, wenn es anders wäre, jeder, der Kraft in den Knochen und Blut in den Adern spürt, gehört in die Reihen." Und Mutter und Sohn haben einander umschlungen, als könnte nichts auf Erden sie voneinander reißen.

Dann hat der Leidensweg der Mutter begonnen, der fast härter war als das frische, frohe Hineinreiten in den Tod, das dem Knaben beschieden war.... Noch einmal ist sie mit ihrem Kinde zum Tisch des Herrn gegangen und hat allen Segen des Himmels auf die tapfere, junge Heldengestalt herabgefleht. Auch sie hat unter den vielen Hunderten frommer Menschen gestanden, die sich am Morgen der Kriegserklärung auf der ausgetretenen Stiege des uralten Karmeliterklosters auf und ab bewegten, um für den geliebten Sohn die geweihte Medaille und das schützende Skapulier unserer lieben Frau vom Berge Karmel zu erbitten, auch sie ist zu Füßen der schmerzhaften Mutter in der Kirche gekniet und hat auf die Pfanne mit den brennenden Lichtern ihre Kerze gesteckt und gebetet, gebetet — „Mutter Christi — hochgebenedeite, schmerzensreiche — schütze du mein einziges Kind!"

Sie ist vor dem Oelberg an der Wand des Domes gestanden, und ihr von Tränen entzündetes Auge hat sich an den Engel mit dem Leidenskelche festgeklammert. — „Mein Vater, wenn es möglich ist — laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" Darauf hat sie wie eine himmlische

Antwort die Heilandsstimme vernommen: „Aber nicht mein Wille, Vater, sondern der Deine soll geschehen." Und ihr sind die tausend und abertausend Mütter, nicht bloß im deutschen Vaterland, sondern im ganzen kriegsentbrannten Europa in den Sinn gekommen — allen dasselbe Los, dieselbe Angst und Verzweiflung. Sie hat dann ihr Kind und sich selbst in die Arme Gottes gelegt und die Ruhe gefunden, die sie in dieser schwersten Lage ihres Lebens so über alles nötig brauchte. Der Tag des Abschieds fand sie aufrecht. Zum letzten Male schrieb sie mit ihren schon zitternden Fingern das Kreuzzeichen auf die leuchtende, reine Stirn des Sohnes, hat sein ihr so innig ergebenes Herz noch einmal an dem ihren schlagen gefühlt und dann ward das letzte Lebewohl gesprochen und das Schicksalsschwert ist zwischen Mutter und Sohn zu Boden gefallen. Sie ist ihm noch einmal in die Kaserne nachgeschlichen, aber sie hat nicht zu ihm gelangen können. Die Vorbereitungen zum Ausmarsch der Truppen haben alle Kräfte bis zum äußersten angespannt, keiner gewann mehr Zeit, nach den Seinen umzuschauen.

Die weißhaarige Matrone hat sich dann noch unter dem weinenden Haufen von Müttern, Gattinnen und Bräuten befunden, die, als die Bahnhöfe für das Publikum gesperrt wurden, an die Böschungen der Schienenstränge sich drängten, um einen letzten Schimmer der über alles geliebten Augen zu erhaschen.

Aber es ist ihr nicht gelungen. Einsam ist sie in die Stadt zurückgewankt und in der Ecke des Domes hinter einer Säule zusammengebrochen.

Drei Tage später ist auf der allerersten Verlustliste der Name ihres Kindes gestanden.

Mit der Nachricht im Schoße sitzt die Mutter in ihrem lichten Zimmer, wo zwischen Blumen das Bild ihres

schönen, starken Jungen steht. Es ist eine furchtbare Starrheit und Stille in ihr. Lange, lange wird es währen, bis sie weinen kann.

Auf der Straße singen Leute: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Eine Stimme ruft laut: Wir haben nur einen Toten. Hurra, hurra, hurra!

Qual.

Von Kathedralenstufen fließt das Blut!
O dunkles Wort, wie grinst aus dir das Grauen!
Einst stiegen heilige Füße hier empor,
Gesalbte Gottes und geweihte Frauen;
Nun hält der Mord am Steinportale Wacht! —
Wie wundergroß auch diese Zeiten sind,
Wie stolz wir stehn, sie fühlend zu erleben,
Das Auge wird von all dem Schrecknis blind.
Und unsre arme Seele ist voll Beben.
Gleich einem Alb erdrückt das Herz der Haß,
In unsern Nächten fühlen wir die Qual
Der Sterbenden, die fern im Felde liegen,
Allein und hilflos gehn den Todesweg:
Mit zu viel Schmerzen kaufen wir das Siegen!
Von Kathedralenstufen fließt das Blut!

Die beiden Blutbriefe.

Er ist in der Hitze der Schlacht. Die Offiziere der Kompagnie sind verwundet und gefallen. Der junge Fähnrich Kaspar Hendrick hat als Offiziersvertreter die Fahne ergriffen und ist vorangestürmt in den dichten Regen von Eisen und Blei, von Schrapnells und Granaten, die niedergehen wie Hagel und Schlossen. „Wir

müssen eine Bresche in die feindlichen Reihen reißen, Jungens, wir müssen! Vorwärts! Mit Gott für König und Vaterland! Hurra! Hurra! Hurra!"

Der zwanzigjährige Held mit geschwungenem Degen voraus, ihm nach die Mannschaften mit gefälltem Bajonett, — jeder ein zum Aeußersten Entschlossener, ein Unüberwindlicher für sich. Das Wunderbare, das Unerhoffte geschieht.

Vor den Wenigen, den toll Anstürmenden ist die Uebermacht gewichen und die Nachrückenden jagen die Rothosen in wilder Flucht vor sich her. Wie Hasen vor der Meute fliehen sie über Stock und Stein und besäumen den Weg mit weggeworfenen Waffen. Lauter, kräftiger, siegreicher tönt das deutsche Hurra. Und doch verlöschen viele der starken, frischen Stimmen im Tode. Teuer wird der Sieg erkauft. Auch der junge Fähnrich, der die Führung nahm, hat die tödliche Kugel in die Brust empfangen.

Ein neben ihm kämpfender Kamerad — sein Freund von Jugend auf, hat den Hingesunkenen emporgerafft und zur Seite geschleppt, damit er nicht zertreten würde.

Der Getreue hat den Sterbenden an einem erhöhten Steine außerhalb der Gefechtslinie unter einem weitschattenden Walnußbaum so gut gebettet als es eben geht — hat ihm den Tornister unter den Kopf geschoben, ihm einige Tropfen Wein zwischen die zerrissenen Lippen gegossen und ist dann weiter ins Gefecht. Keiner kann jetzt bei Toten und Verwundeten stehen.

Lebe wohl, Kamerad!

Nun liegt der Verblutende mutterseelenallein auf seinem harten Sterbebett. Dicht neben ihm der Donner der Geschütze, das heulende Heranfegen der Granaten — das wilde Toben und Stampfen von Mann und Roß, das Stöhnen der Verwundeten.

Doch ist es feierlich still in dem Sterbenden. Er liegt da wie ein heiliges Opfer dem irdischen Vaterland dargebracht — bereit einzugehen in die himmlische Heimat. Das Blut verläßt in breitem Strome den Körper. Das deutsche Leben sickert in Frankreichs Erde hinein.

Er fühlt keinen Schmerz — seine Gedanken sind so wach und klar wie noch nie.

Schöne Vorstellungen aus Kindheit und erster Jugend dämmern in seiner Seele auf. Farbige, liebe Erinnerungen, besonders eine tiefe unvergeßliche. Er sieht sich, wie er als Junge neben seinem Großvater steht und bittet: „Großvater, zeig mir den Blutbrief!" Der Blutbrief wird nur an hohen Festtagen als Belohnung gezeigt, es ist das höchste, das man den Kindern der Familie vorweisen kann. Der alte Mann holt aus einem Fach seines Pultes eine silberne Kapsel, drückt auf eine Feder und läßt sie aufspringen: da liegt darin ein uralter, vergilbter und gestockter, in den Falten brüchiger Brief. Darauf ist wie ein letzter verschwindender Hauch eine rötliche Schrift sichtbar. Man braucht sie nicht mehr zu entziffern. Jedes Glied der Familie weiß, wie sie lautet:

„Liebe Mutter — lebe wohl! Ich muß sterben. Dieses ist mit meinem Blut geschrieben. Euer Caspar."

Das uralte Familienstück stammt aus den Freiheitskriegen. Auf dem Sterbefelde bei Leipzig — als das französische Joch von der deutschen Jugend gebrochen ward — ist es verfaßt worden.

Ein Kamerad des Gefallenen hat es der Urgroßmutter heimgetragen — als letztes Gedenken.

Wenn der Großvater den alten Brief vorgelesen hat, ist seine Stimme jedesmal ins Schwanken gekommen und die Tränen sind ihm in die Augen gestiegen. „Junge, es ist ein Glück, wenn man als Vorfahren einen Helden

hatte. Sei deines tapferen Ahnen wert!“ Ja — nun ist Kaspar Hendrick des Ahnen wert geworden. Plötzlich hat der Krieg ihn vor die Front gerissen — in wenigen Tagen ward aus dem Knaben ein Mann. Kaspar Hendrick hat von allen Reichtümern seines Hauses den Blutbrief immer am höchsten geschätzt. Er schien ihm das kostbarste Vermächtnis.

Nun will auch er der heißgeliebten Mutter solches Gedächtnis senden. Mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung seiner erstarrenden Hände zieht er einen kleinen Schreibblock aus der Uniform, bricht einen der wehenden Grashalme neben sich herab und taucht ihn in sein helles, rotes, fließendes Blut.

„Liebe Mutter —“

Aber er kommt nicht so weit wie der sterbende Held auf dem Blutfelde der Völkerschlacht von Leipzig. Die Hand sinkt ihm nieder, das wundervolle, blaue, leuchtende Auge sucht noch einmal den Strahl der Sonne am Firmament, ein letzter Gebetsseufzer fliegt zu Gott empor:

„Schütze das heilige Vaterland! Gib uns den Sieg!“

Dann ist es vorüber. Mit dem Block auf der durchschossenen Brust finden ihren Fähnrich am nächsten Morgen die Soldaten.

Deutlich steht es mit Blut geschrieben: „Liebe Mutter.“

Der vorbeireitende Kommandant beugt sich nieder und heftet das Eiserne Kreuz auf das junge Heldenherz. Den blutgeschriebenen Brief und das Kreuz sendet man der Mutter. Sie wird beides mit dem alten Blutbrief zusammen bewahren als heiligste Kleinodien.

Die späten Nachkommen der Familie werden auch diese Schätze mit schauernder Ehrfurcht betrachten und sich staunend zurückdenken in die große, die gewaltige, die wunderbare Zeit, aus der sie stammen.

Muspilli.

Ein großes Feuer ist entbrannt,
Kein Mensch es löschen mag;
Wenn Gott der Herr es nicht zertritt,
Brennt's bis zum Jüngsten Tag.
Der alte Wolf des Hasses heult
Die Weltensteppe lang,
Der Schicksalswagen donnernd dröhnt
Auf dem Vernichtergang.
Der Urweltzeit Gigantenkampf
Ist aus dem Schlaf erwacht,
Der rote Tod ist in der Welt,
Das Schwert hat Recht und Macht.

Das liebe Brot.

Gewaltig gestreckt das Schlachtfeld. Eine große Aktion ist im Gang. Von den Wällen und Panzern des Forts hin über die Pfähle der Wolfsgruben und die Drahtverhaue, gegen welche die großen Autos mit den Scheren angehen, speien die Kanonen Verderben in die weit ausschwärmende Infanterie. Die schweren Artilleriemörser geben aus ihren gedeckten Stellungen wütende Antwort. Schon starren Breschen in den Mauern, die eine frühere Zeit für unüberwindlich hielt. — In hohem Bogen fliegen die feuerbeschwingten Boten des Todes, die finsteren, zermalmenden, den Schicksalsweg. Betäubendes Donnergegroll, ein furchtbares, unerbittliches Drohen, das kein Ende zu kennen scheint. Gespenstischer als die sagenhafte wilde Fahrt, hoch durch die Luft her das Hyänenheulen der Granaten, das teuflische Gelächter des Schlachtentods, das Zischen, Sausen, Brausen und Knirschen, das höhnende

Pfeifen und der Knall des Einschlagens. Hoch spritzt das Erdreich empor, Steine fliegen, Reiter und Roß, Mann und Gewehr zerschmettern in Stücke und werden nicht mehr gesehen. Zerrissen und verwühlt die gottgesegnete Ackerscholle, durch Mord geschändet das heilige Erdreich. Toll rasend auf dem versengten geschwärzten Plan ein Rudel herrenloser, mähnensträubender Pferde, sie hasten weit ausschlagend, in sinnloser Angst den Kugeln entgegen. Sie bäumen sich hoch auf, stürzen in Knäueln übereinander, stampfen in wilder Flucht über die Hügel der Gefallenen — reißen die Kämpfenden nieder und sprengen gleich einer Wetterwolke talaus, talein. Ihr grelles Angstgewieher, ihr schriller Todesschrei gellt durch das dumpfe, schwere Grollen der Haubitzen. Pulverdampf benimmt den Atem, raubt die Aussicht. Betäubt stürmt die Mannschaft voran. Vorwärts, nur vorwärts, kostet es auch tausende!

Rauchverhüllt ist das Elend, das stärker ist, als Menschen begreifen. Entfesselter Rassenhaß feiert die blutige Orgie. Völker ringen miteinander in unerhörtem Kampf. Ein eisernes Wort ist an den Himmel geschrieben, das alte Schicksalswort: „Sein oder Nichtsein — das ist die Frage."

Neben dem Schlachtfeld an den Höhen liegt noch friedliches, unberührtes Ackerland im milden Herbstlicht. Goldene und grüne Saatfelder, hier eine fette Kleebreite, dort ein halbeingeerntetes Kartoffelstück, ein Brachland, auf dem die letzten Mohnblüten, die letzten Kamillen wehen, ein Stoppelfeld, auf dem noch da und dort die goldene Aehre zwischen den Furchen liegt.

Die Wallhecken ringsum stehen im Schmuck der weißüberhauchten Schlehenfrucht, der feuersprühenden Hagebutte, des leuchtenden Berberitzenstrauchs, dessen Lichter gelb und blau und rot wie Flammen sind, des farbenglutigen Pfaffenhütleins; alle wetteifern mit der roten,

warmen Herbstsonne. Drunten an der Straße entlang eine Schnur von Ebereschen voll goldener Beerendolden, der Krammetsvögel harrend, die heuer nicht kommen können. Die schönen, stolzen Bäume freuen sich noch ihres Lebens neben dem finsteren Sensenmann, dem Weltentod, der weitausholend die Schwaden niederlegt.

An der Berglehne, unbekümmert um das Kreuzfeuer der Geschütze, bestellt der Hofbauer Andreas Hagenbusch sein altererbtes Land: die gesegnete Scholle seiner Väter. Etwas Unerschütterliches, Heroisches, Ehernes ist in dieser einsam pflügenden Gestalt, die sich neben dem Riesengespann der Elsässer Gäule in gewaltigen, kraftvollen Umrissen gegen die Luft zeichnet. Die Arbeit muß getan werden, da gibt es kein Weichen und Wanken. Dieses stolze Wort spricht aus jeder der mutigen Bewegungen des Mannes. So wie man ihn seit langen Jahren zu sehen gewohnt ist, schaut der eiserne Bauer aus. Hält zwischen den gesunden starken Zähnen die Stummelpfeife, hat die derbe Lederhose in die wasserdichten Stulpenstiefel gesteckt, trägt die Mütze von der hohen, gefurchten Stirn zurückgeschoben.

Sein scharfes, graues Auge ist gerade und aufmerksam auf die Arbeit gerichtet. Selbst in dieser Zeit der Not macht ihn der schwere, schwarze, fruchtbare Heimatboden, den er in Furchen aufwirft, stolz und froh.

Die Gäule, die er treibt, folgen dem ruhigen gerechten Herrn mit der stetigen Hand ohne Fluch und Peitschenschlag.

Mann und Roß sind in langen Zeiten treuen Fleißes zusammengearbeitet. Seit zwanzig Jahren bestellt Andreas Hagenbusch die Aecker seines Gutes hier oben. Wechselt getreulich ab zwischen Weizen, Klee, Kartoffeln und Brache, breitet den goldglänzenden Dünger über den abgeernteten Acker, stürzt die Scholle und wirft die Saat, fährt den

goldenen Erntewagen durch das Scheunentor, schwingt den Dreschflegel und läßt im Sieb die schweren Körner tanzen, derweil die leere Spreu von dannen fliegt. In diesem Jahre aber muß er die Arbeit von vier Männern leisten, denn zwei Söhne und der Knecht stehen im Felde. Einer der Söhne liegt schon bei einem Nußbaum am Wege unter der Erde, ein Kreuzlein von Birkenholz steht auf seinem Grabe, daran hängt ein sturmzerfetzter Kranz. — So schilderte es den Eltern ein Kamerad des Gefallenen.

Die Mutter weint um ihn! — Weiber greinen, Männer beißen die Zähne zusammen. Andreas Hagenbusch hat keine Zeit zum Weinen — ob's auch der Jüngste, der Liebste war. Deutschland und der Kaiser haben ihn gefordert. Was sein muß, muß sein.

An jedes Schicksal wie an jedes Wetter ist der Bauer gewohnt. An eisige Schneeluft, die ihm das Gesicht zerschneidet, an stickende, schwüle Hitze, welche ihm den Schweiß aus allen Poren treibt, an Schlossen, Hagel und die Gießbäche der Herbstschauer; in Stürmen, die den Forst niederlegten, hat er aufrecht gestanden wie ein Granit. Die Donner sind über ihn hinweggerollt, die Blitze neben ihm niedergefahren und er hat die Hand nicht von Sense, Grabscheit oder Pflugschar gelassen, hat nicht mit der Wimper gezuckt, denn es geschieht alles auf Gottes Befehl. Deshalb weicht er nun auch nicht dem Gebrüll des Schlachtentodes neben ihm. Aushalten will er wie ein tapferer Soldat auf Posten. Vielleicht wird morgen schon sein wogendes, junges Saatfeld von einer Granate aufgerissen, sein Haus und Hof, seine Ställe und Scheunen werden in Brand geschossen sein. Vielleicht — — vielleicht auch wird er verschont bleiben. Jeder soll seine Pflicht tun bis zum letzten Augenblick — Furche auf Furche zieht sein Gespann. Die Rosse zittern und blähen die Nüstern;

zuweilen erwidern sie das wilde Gewieher im Tal — aber sie springen nicht aus, auch sie führen aus, was sie sollen. Immer entsetzlicher wird das Getöse der Schlacht; Rauchsäulen stehen schwarz und drohend in dem Abendrot oder sind es die Brandstreifen von brennenden Dörfern? Flüchtende Menschen in wirren Knäueln streben am jenseitigen Gelände dem dunklen, schützenden Föhrenwalde zu. Ueber dem pflügenden Bauer im üppigen Blaukrautacker ducken Hasen und Fasanen zwischen den Erdwällen, platt liegen sie am Boden in Todesfurcht. Wohin sind Lerchen, Drosseln, Stare? Nur ein Dohlenschwarm sitzt auf dem roten Lehmboden vor dem Kiefernschlag — sie warten — sie wissen, worauf. — Ihr Gekrächze wird nicht stille über der Angst vor dem Feuer. Wenige von denen, die jetzt noch leben, werden von dem Brote essen, für dessen Aussaat Andreas Hagenbusch den guten Acker bereitet. Doch Brot muß sein. Am Pfluge stehen — das ist so wichtig wie Schwertesdienst.

Keine Trauerschleier.

Laßt nicht die Trauerschleier niederwallen
Um eure Liebsten, die im Feld gefallen.
Tragt euer schönes Antlitz frei und hoch!
Ob euch das Herz zerbricht, o tut es doch!
Zum Heldentume seid auch ihr berufen,
Auch ihr steht auf des ewigen Ruhmes Stufen. —
Süß ist's zu sterben für das Vaterland.
Drum fort mit Krepp und Flor und schwarzem Band
Des Lorbeers Farbe mögt ihr kühnlich tragen,
Denn nicht auf einem düstren Totenschragen
Hinstarben sie, — sie stehn auf goldner Höh,

Sie nannten Glück ihr blutig bittres Weh!
Sie zogen heimwärts mit Triumphgesängen
Und winken euch von ihren letzten Gängen.
Drum schwächt nicht eures Volkes Zuversicht
Mit euren Tränen. Steht wie sie im Licht!

Das größte Opfer.

Der junge Fliegeroffizier liegt zwischen Blumensträußen, Eau de Cologne-Packungen, Zigarrenkisten, zwischen Schokolade und Kognakbonbons im Roten-Kreuz-Spital.

Aber er bedarf alles dessen nicht. Er ist ein streng und hart gewöhnter Mensch, den die Gefahr zum Helden erzogen hat. Droben in dem freien Himmelsraum, wo der Sturm sein Kamerad und der Tod sein Gefährte waren, sind die schönen, kleinen Dinge, welche die Menschen Bequemlichkeit nennen, für ihn nichtig geworden. Er verachtet sie. Selbst das Eiserne Kreuz hat ihm kaum flüchtig das Antlitz erhellt; er weiß, daß es mit Recht, mit Einsetzung der letzten Kraft erworben ward. Das bronzefarbene Gesicht des Fliegers ist tief und scharf gezeichnet; über das dunkele Haar an den Schläfen des Siebenundzwanzigjährigen läuft der silberne Schimmer, den jähes Entsetzen und übermäßige Anstrengung der Jugend bringen kann. Im Lazarett ist er der Held des Tages. Die ganze Stadt schwärmt für den Helden. Jeder will ihn beschenken und beglücken. Er aber lebt nur im Banne seiner letzten Erlebnisse.

Von einem glücklich beendeten Beobachtungsfluge weit über den Wall der Vogesen hinaus, über feindliche Verschanzungen und versteckte Schützengräben hin war er ganz in der Nähe des deutschen Lagerplatzes noch von

einer feindlichen Kugel ereilt worden. Mitten zwischen die Kameraden ist er herabgestürzt. Bewußtlos haben sie ihn unter den Trümmern seines Eindeckers hervorgeholt, am ganzen Körper zerschlagen, mit zerschmettertem Arm.

Mit einem Transport anderer Verwundeten ist dann der Fiebernde unter gräßlichen Schmerzen in seine Heimatstadt gebracht worden, wo seine Familie, seine Freunde, seine Bekannten auf ihn harren, wie es dem jungen Helden zukommt. Weiche Herzen, weiche Hände möchten ihm jeden erdenklichen Dienst leisten. Ein bunter Teppich von Liebe, Lob und Ruhm wird vor ihm ausgebreitet. Er, der Rauhe und Kurzangebundene, dem seine Grobheit Feinde machte, dem jedes Zeigen des Gefühls bis in den Tod verhaßt war — er, der Ehrgeizige, Kühne und Stramme, ist nun „Mode“ geworden.

Da zerreißt ihn fast die Ungeduld. Er sieht den eleganten Damen, die ihn umschwärmen, mit dem verzweifelten Blick des angeketteten Falken in das Gesicht.

Was wollt ihr von mir? Ich passe nicht zu euch — ich bin durch Tod und Hölle gewandert — ich bin ein Fremder gegenüber eurer Weichheit und Schönheit!

Aber sie sind nicht zu verscheuchen. Frauen aus den ersten Kreisen tragen ihm Rosen zu, die Würdenträger der Stadt sprechen bei ihm vor; im herzoglichen Hause zieht man Erkundigungen ein. Er ist ja der einzige verwundete Flieger im Lazarett. Allen soll er die Geschichte seines Fluges, seines Absturzes berichten, wie wenn er ein Märchen wüßte, bei dem man das Gruseln lernt. Das empört ihn. Dieser Krieg ist ein furchtbarer Ernst — gibt es noch immer Leute, die ihn zu einer Sensation machen möchten? Ihm ist wahrhaftig nicht zum Reden und Plaudern. In ihm lebt noch das schreckliche Bewußtsein

eines Menschen, der auf der Schwelle des anderen Landes stand und schaudernd Abschied nahm von Leben und Licht. Was er da draußen auf den Schlachtfeldern sah, war viel zu bitter, viel zu todesgrausig für müßiges Erörtern.

Wohl denen, die es nicht sahen, — wohl denen, deren Blicke bis dorthin nicht reichen; sie mögen sich der Eitelkeiten des Tages weiterfreuen — für ihn sind sie gestorben. Er muß das Schrecknis immer wieder durchleben — hingemähte Menschenreihen, blasse, zersetzte Leichen, Freund und Feind vom Tode friedlich nebeneinander gebettet oder vom letzten Haß zu wirrem Knäuel verschlungen. Rauchende Dörfer, blasse kranke Kinder, heimatlose verhungerte Tiere, die so menschlich klagen; zerstörte, entheiligte Kirchen, zerschossene Kunst und Schönheit — zwischen Trümmern verkohlte Menschenreste, Verzweiflung auf den Gesichtern der Flüchtenden ... Der junge Offizier hat nie sehr viel gelacht; nun aber wird er kaum mehr lächeln können.

Die erste Nacht nach seinem Unfall ist mit brennender Schrift in sein Gedächtnis eingeätzt; keine neue Farbe des Lebens, und sei sie noch so stark und leuchtend, wird sie auslöschen können. Er brachte jene langen, dunklen Stunden auf einem Verbandplatz zu. Rings um ihn auf den Bahren grausam zerschmetterte, röchelnde Sterbende, schweigsame Bewußtlose, deren Gesichter durch die Finsternis weiß leuchteten wie Schnee. Rings um ihn Amputationen, Operationen, das Arbeiten von Messer und Säge, grelles Aufschreien, ein heiseres Rufen nach Erlösung, ein lautes Gebet in letzter Not. Dazwischen die Gestalt eines Priesters, der den Sterbenden des Lebens Schuld vergibt und die Gnade des Himmels verheißt. Und über allem dieses entsetzliche Geschrei wahnsinnigsten Schmerzes aus Hunderten Kehlen, das entsetzlicher ist

als das Rollen der Geschütze und das heulende Zischen der Granaten.

Er wird es hören, so lange er atmet. Keinem Menschen kann man das erzählen, es geht weit über die Kraft des Wortes hinaus — weit über Menschenkraft, denn es ist das Donnern der Schicksalswalze, die über die Nationen Europas hingeht.

Ja, in der Hölle ist er gewesen, das kann er nie verwinden. Nie gab es einen mutigeren und strebsameren Offizier, als ihn: Das Leben war ihm nichts, der Dienst für das Vaterland nahm all sein Denken ein, die Ehre ging ihm über alles. Und — heute morgen sagte ihm der Arzt: „Herr Oberleutnant, es läßt sich nicht mehr verhehlen: Ihr Arm wird steif bleiben; der zerschmetterte Ellenbogen — ja, wissen Sie, da ist menschliche Kunst machtlos!"

Es war, als ob das Richtbeil auf ihn niedersauste — abermals starb er des Todes, alle Lebenshoffnung lag in Stücken. Er weiß es ja — leblos hängt der Arm nieder, die Hand ist starr, wie eine Leichenhand. Vaterland! — Vaterland! — du forderst das größte Opfer! Leben müssen ohne den Zweck des Lebens.

Er muß die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzustöhnen. Nie mehr wird er — der Kräftige, Junge, Unternehmende zum Felddienst tauglich sein. Nie mehr aufsteigen zum kühnen Fliegersieg. Die stolze Zukunft mit einem grausamen Schlage vernichtet. Lazarettinspektor, Bahnhofsleiter, Versicherungsagent — das seine Aussichten; verlorene Posten . . .

Seine Seele, die stärker beschwingt war als ein Adler, läßt die Flügel hängen, sein Herz will verbluten. Ach lieber, weit lieber den Heldentod auf dem Schlachtfelde, als dieses unrühmliche Ende, dieses Gezwungensein,

brachzuliegen und zu versanden. Er ist wie einer, der sich nicht ergeben will, da die Uebermacht ihn gefangen hält ...

Die junge Komtesse, die eben eingetreten ist und ihm den Strauß von roten Astern bringt, versteht nicht seinen düster lohenden Blick, seine kurze, schroffe Abweisung. Drunten auf der Straße ziehen Soldaten vorüber und es klingt herauf:

Deutschland, Deutschland über alles ...

Da bricht der junge Offizier zusammen — sein Haupt schlägt auf die Tischplatte nieder. Er weint wie ein Kind.

Die Dame zieht sich ein wenig enttäuscht zurück. „Es ist mit den Verwundeten nicht immer gut auskommen," klagt sie der Schwester.

Die heftet ihre tiefen, wissenden, erfahrenen Augen auf das rosige, blühende Kindergesicht. „Nein, gnädiges Fräulein, es ist nicht gut mit ihnen auskommen. Sie haben ja für uns zu Uebermenschliches gelitten."

Gloria, Viktoria.

Gloria, Viktoria,
Klingts im Marsche hin und wieder,
Singts die Gassen niederwärts.
Segne Gott dir, deutsches Herz,
Deine heilgen Siegeslieder.

Gloria, Viktoria,
Sang voll starker Heldenschöne,
Niemals soll dein Stolz vergehn!
Ob wir fallen, ob wir stehn,
Deutschland, stark sind deine Söhne.

Gloria, Viktoria
Nimm die Augen, nimm die Hände,
Nimm den Atem, nimm das Blut,
Unseres Daseins letzte Glut,
Unsere letzten Liebesbrände.

Gloria, Viktoria!
Ewig sollst du, Vaterland,
Glänzen in der Völker Reigen,
Sollst dich nie den Feinden neigen,
Dein sei ewiger Bestand.

Das Kriegsjahr 1914.

Das ist das Jahr der roten Garben,
Die enggedrängt im Felde stehn.
In Rot ertrinken alle Farben,
Die Erntekränze blutig wehn.

Die Ruhmeslieder, die erklungen,
Erheben sich aus dunkler Not.
Das Wort, vom höchsten Glück durchdrungen,
Heißt Heldensieg und Heldentod.

Das deutsche Herz.

An den wolkenlosen Himmel zeichnet sich die wundervolle Altgotik, das steinerne Spitzenwerk der französischen Kathedrale. Die große Fensterrose über dem figurenreichen Brautportal gleißt im Nachmittagsonnenschein, der Weg auf Golgatha nimmt die ganze Stirnseite des erhabenen Gotteshauses ein. Von der Schönheit dieser Kirche hat der junge Deutsche in vergangenen Stunden

geträumt und es sich gewünscht, sie mit Augen zu schauen, denn auch er litt wie alle seine Stammesgenossen am Fernweh und an der Liebe zum Fremden — jener uralten Liebe, für welche die Deutschen immer so teuer, viel zu teuer bezahlten.

Nun aber gleiten seine Blicke ohne Anteil über die architektonische Pracht. Sein Wunsch ist anders in Erfüllung gegangen, als er dachte. Ach, was könnte eine lebendige Seele erfreuen, die der Freiheit beraubt die Brüder leiden sieht und selber leidet? Da werden die Augen blind für die Außenwelt. Was der junge, lebhaft fühlende Deutsche jetzt im Feindeslande, von glühendem Hasse umgeben, sehen und erfahren muß, können Worte nicht sagen. Besser ein frischer, franker, freier Reitertod auf offenem Feld der Ehre, als diese bittere Schmach des Gefesseltseins. Neben dem starken, Hochgewachsenen, der in der Blüte der Kraft steht und ungebrochen ist an Leib und Seele, liegen auf hartem, nacktem Boden die deutschen Verwundeten nahe dem Bahnhofe, wo sie nach langer, langer Fahrt zum Tode erschöpft ankamen. Man hat sie unter rohen Püffen ausgeladen und auf das Pflaster gebettet, da müssen sie auf einen anderen Zug zur Weiterbeförderung warten. Zwei der Kameraden sind auf dem Transport gestorben. Die anderen scheinen dem Tode näher als dem Leben. Ihre weißen Leinwandbinden starren von geronnenem Blute. Ihre Gesichter sind weiß wie Kalk. Zwei Stunden lang hat sich keiner um sie gekümmert, außer dem herandrängenden Straßenpöbel, der sie beschimpft und unflätige Lieder auf Wilhelm II. singt. Mit finsterem Gesicht und aufgepflanztem Bajonett stehen die französischen Wachtsoldaten neben den Gefangenen.

Die Bevölkerung trägt den Landsleuten Obst, Wein und Schokolade zu. Niemand reicht den Durstenden,

Fiebernden eine Labung. Hier siegt nicht die milde Caritas über den in den wildesten Flammen lodernden Rassenhaß. Der junge Deutsche ist der Sohn einer warmherzigen Mutter; seit frühester Jugend hat er gelernt sich für Schwache und Leidende einzusetzen. Helle Empörung ist in seinem sprühenden Auge — am liebsten schlüge der tapfere Junge mit beiden Fäusten drein.

Er ist angehender Arzt, schon hat er lange in Lazaretten gearbeitet, er weiß, was im deutschen Vaterland, dem stillen, großen, zielsicheren Land Liebes, Gutes und Sorgfältiges an französischen Verwundeten geschieht und sein Herz blutet für die Kameraden, die verschmachten und vergehen im heißen, erbarmungslosen Septembermittagsbrand des Südens. Ach — ihnen helfen können! Ihre trockenen, lechzenden Lippen befeuchten, ihre brandigen Wunden reinigen, das verrinnende Leben aufhalten können — ihr zerschlagenes Gemüt mit Worten der Muttersprache aufrichten!

„Lassen Sie mich zu den Verwundeten!" flehte er den wachthabenden Sergeanten an, „ich bin Arzt, ich kann Hilfe leisten."

Ein Kolbenstoß auf die Brust ist die Antwort.

„Stillschweigen! Oder an die Wand — chien allemand."

Der Haß hat das menschliche Gefühl erstickt, er hat die Luft verbrannt, in der man leben und atmen könnte. Man muß nur an das Ungeheuerliche denken, das geschehen ist — an erschossene Menschen, zerstampfte Äcker, geschleifte Häuser, verbrannte Dörfer. — Daß es der Franzose war, der diesen mörderischen Krieg begann, hat das Volk längst vergessen. Es denkt nur an das, was es vor Augen sieht.

Der junge Arzt sucht sich das klar zu machen, um die blinde Wut der Bevölkerung einigermaßen zu begreifen und zu entschuldigen, aber auch über ihn — wie über alle

Menschen ist der Eindruck des Augenblicks mächtig und der Zorn raubt ihm die Besinnung: Er sieht ja, wie ein verderbt aussehender Gauner sich mit katzenhaft gewandten Bewegungen an einen der Verwundeten heranschleicht. Heimtückisch spritzt der Bube dem Deutschen Pfeffer in das zerschossene Gesicht. Das ist mehr als der Arzt ertragen kann. Die eiserne Selbstbeherrschung läßt ihn urplötzlich im Stich. Laut aufschreiend bricht er aus den Reihen, um den Kameraden zu schützen und den elenden Burschen zu strafen. Da sitzt ihm auch schon das feindliche Bajonett auf der Brust. „Ihr seid keine Menschen! Ihr seid Teufel!"

Man reißt den Arzt nieder, man fesselt ihm die Hände und führt ihn vor den kommandierenden Offizier.

„A mort! — Zum Tode!" lautet der kurze Befehl.

Kriegszeiten, — standrechtlich erschossen! Ade, Mutter! Ade, Deutschland! Du über alles geliebte Braut! Versungen — vertan — Ade, junges Leben, das so kurz und herrlich war!

Sechs Soldaten nehmen den Verurteilten in die Mitte. Vorwärts geht's durch die schönen, fremden, malerischen Straßen. Eine johlende Menge begleitet ihn — kein tränendes Auge ruht auf ihm — kein Herz neigt sich zu ihm. Rauh und einsam inmitten dieser Menschen ist der Todesweg. Keinen erbarmt seiner Jugend, Kraft und Schönheit. Keiner erschaut, wie kühn, wie mutig, wie unerschrocken er dem Tode entgegenschreitet. Die Feinde sollen ihn nicht schwach finden, sie sollen sehen, wie ein echter Deutscher tapfer zu sterben weiß.

Weiter geht es — hinaus ins Freie. Der Gefangene hat auf dem langen Weg Zeit, sich zu bereiten zur letzten Abfahrt. Jugend und Heimat, Elternhaus — Mutter — alles grüßt noch einmal seine scheidende Seele. Dann flieht sein Herz zu Gott empor. Auch er ist ein Sünder

vor den Augen des Allerreinsten, auch er braucht Entsühnung und Vergebung — Gnade — Barmherzigkeit. Kein Priester spendet ihm Trost. Frankreich hat die Priester verjagt, die Kirchen entheiligt, die Kreuze zerbrochen. Aber hoch erhebt sich vor der Seele des deutschen Jungen das Kreuz. Die Mutter hat es dorthin gepflanzt; deshalb leuchtet es mit überirdischem Glanze in seine Scheidestunde.

Vor der Gottesackermauer hält der Zug mit dem Verwundeten an. Beim Totengräber wird ein Spaten requiriert. Der deutsche Gefangene muß graben, tief graben in harten, steinigen, schweren Feindesboden hinein. Der Heiland schleppte sein Marterholz empor nach Kalvaria — der Sohn der deutschen Mutter muß sein eigenes Grab schaufeln — er wird auf den heiligen Passionsweg gerufen, den sein Gott vor ihm trat.

Als ihm zuerst der Spaten in die Hand gedrückt ward, wollte ihn wieder die wilde Auflehnung schütteln gegen die Grausamkeit der Feinde. Aber bei jedem Stich in die Erde hinein sinkt das Feuer der Empörung mehr und mehr zusammen. Jeder dieser Spatenstiche in das felsige Ackerland hinein schenkt eine Minute Lebensfrist, eine Minute mehr, sich Gott seinem Richter zu nähern und ihn zu versöhnen.

Viel hat der Heftige lebenslang gefrevelt durch heißes Wort, rasches Urteil, schnelle Tat. Haß und Liebe waren in seinem Wesen seltsam vereint — Zorn und Güte wohnten dicht beieinander. Er haßte, die ihm hassenswert dünkten und liebte die Liebenswerten. Er bat den nicht um Vergebung, den er kränkte. Er konnte sein Blut für einen geliebten Menschen lassen und hatte auch ohne Erbarmen und Mitleid das Blut der Feinde vergossen. Nun rächte sich der Haß an ihm. Erbarmungslos packte und erwürgte

er ihn. Wieder trat das Wort des Alten Bundes in seine Rechte — Auge um Auge — Zahn um Zahn. Es kam die große Vergeltung für alles Harte und Unversöhnliche in seinem Dasein.

Er fühlte das als heilige Gerechtigkeit. Er erkannte den ewigen Willen Gottes in sich und über sich und beugte sich ihm mit christlicher Ergebung: Bei jedem Spatenstich, den er tat, näherte er sich wie auf Riesenflügeln getragen der Einsicht, daß Gott sein Leben mit Recht so vollendete, wie es nun geschah.

„Schnell, schneller!" schrien die Soldaten, die mit funkelnden, mordlustigen Augen seinen Bewegungen folgten.

Der Deutsche betete tief im Inneren: „Herr, neige dein Ohr zu meinem Flehen! Von der Schwelle meines Grabes rufe ich zu dir. Verstoße mich nicht vor deinem Angesicht, du letzte Hilfe, du letzte Erbarmung!" Dann betete er mit lauter Stimme die Bitte aller Bitten: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun — und vergib mir meine Schuld, wie auch ich vergebe meinen Schuldigern!"

Die fanatischen Peiniger können sich nicht erklären, weshalb das Antlitz ihres blutjungen Verurteilten weder Angst noch Qual zeigt. Sie ahnen nichts von seinen letzten Gedanken, welche schon die Not des Körpers und der Erde verlassen haben, die Himmel stürmen und die Herrlichkeit Gottes schauen.

Das Grab ist fertig aufgeworfen, die schwerste Arbeit des Lebens getan. An der Mauer steht ein stolzer Held — seine schönen klaren Augen blicken über die Läufe der auf ihn angelegten Flinten hinweg an das Blau des Himmels. Jetzt das Kommando, die todbringende Salve. — Ein letztes ersterbendes „Ach Mutter!"

Deutsches Vertrauen.

Aus tausend Wunden blutest du, mein Volk.
Wer wird die ungeheuren Schmerzen stillen?
Du duldest sie um deines Landes willen,
Du tränkst mit deinem Blut der Scholle Mund.
Ach, deiner Bräute tränenrot Gesicht!
Ach, deiner Mütter Herzen, leidzerrissen!
Wir essen unser Brot in Bitternissen,
Dieweil die Kugel unsere Helden sucht.
Du ewiger Hüter der Gerechtigkeit,
Erhöre Deutschlands unablässig Beten!
So trauend ist noch nie ein Volk getreten,
König des Siegs, vor deinen Himmelsthron.

Der Hochzeitstag.

Riesenhaft, übermenschlich in Majestät ragt von dem Hochaltar der Pfarrkirche ein uraltes romanisches Kreuzbild in die dämmernde Weite der säulengetragenen Schiffe hinein.

Es ist voll unsagbarer Weihe gottergebenen Leidens. Das goldene Licht der Fensterrose umfließt es und macht es allen sichtbar, die aus dem halben Dunkel die Augen zum Altar wenden. Von dem Manne aller Schmerzen geht eine schweigsame Predigt an die Seelen aus: Seht, das Leben ist aller Nöten Stätte. Traget eure Wunden, wie ich die meinen trug. Durch unerhörte Schmerzen nur wird die Welt erlöst!

In der Frühe eines leuchtenden Augusttages jubilieren in den breitkronigen Lindenbäumen auf dem Kirchplatz die Vögel. Kinder schlingen einen Ringelreihen, würzige

Sonnenluft dringt in die Gewölbe. Man könnte sich mitten im Frieden glauben — käme nicht aus der Ferne der Takt marschierender Soldaten, deren tiefe, etwas traurige Stimmen singen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Der Tod marschiert mit ihnen. Sie wissen es wohl. Aber deutscher Mut ist stärker als der Tod.

Am Hochaltare brennen zwei stille Kerzen. Ihre unbewegten Flammen stehen hoch und rein da, wie starke Seelen. Der Altar trägt keinen Blumenschmuck, die Orgel spielt keinen Brautchoral. Keine Schar lichter Kranzeljungfern steht wie Sommergewölk um die Braut. Ganz im stillen wird die Trauung vollzogen, zu Füßen des königlichen Kreuzes.

Aus seiner entfernten Garnison ist der Verlobte gekommen, um die langjährige Braut nun einmal sein eigen zu nennen, ehe der mörderische Kampf beginnt. Endlich sind die hemmenden Schranken gefallen. Sie sind ein schönes, stattliches Paar, vornehme Menschen von Natur. Der Mann in der kleidsamen Offiziersuniform, stark, schlank und hochgewachsen, die Braut eine jener Frauen, welche der ersten Jugendblüte entbehren können, um doch anmutig und anziehend zu sein. Ihre feine Lieblichkeit, die aus der Seele blüht, wird immer unzerstörbar sein.

In dem Chorgestühl hätte sich zu anderer Zeit wohl eine glänzende Versammlung gedrängt. Jetzt kniet nur dort die Mutter der Braut. Ein greiser Verwandter steht da als Trauzeuge. Eine kleine Schar Teilnehmender, kaum einige Neugierige im Schiff. Von all diesen trägt jeder eine Angst, eine Sorge auf dem Herzen. Gefaltete Hände für einen Gatten oder Vater — einen Verlobten, einen Freund; gerötete Augen, Gesichter tief in den Händen verborgen, um das schmerzhafte Zucken der Mundwinkel

zu verhüllen. Eine Trauergemeinde um das Hochzeitspaar. Schon kommen Nachrichten von Verlusten, und keiner weiß, wo die Truppenteile stehen — jeden kann schon, ohne daß man es ahnt, das Schicksal mit dem schwarzen Stab berührt haben! Die schwüle, zitternde Spannung der Erwartung liegt über dem heiligen deutschen Vaterland, das gegen eine Welt von Feinden in Waffen steht, dem die Wasser bis ans Leben gehn.

Nun schlingt der Priester die Stola um die Hände des Brautpaares. Sie sind für die Zeit ihres Lebens unlöslich verbunden, ein Fleisch, ein Gedanke, und werden doch so bald getrennt sein, vielleicht auf irdisches Nimmerwiedersehen.

Ein einziger Tag ist ihrem jungen, schwer bedrohten Glück beschieden. Am Nachmittag ihres Hochzeitstages wandern sie einsam miteinander durch den nahen Forst, diese zweite Heimat des deutschen Volkes, in der es Verständnis findet für die Dinge, die sein Herz bewegen.

Sie wandern unter den hohen, stillen Bäumen, in dem schattigen Halbdunkel, das die Sorge und die Qual unmerklicher macht, und die Lasten tragen hilft. Hier atmet alles tiefsten Frieden; die große, blutigrote Rune des Krieges hat hier noch keine Macht. Sie erklimmen die Höhe, wo eine einsame, weit ausladende Kiefer steht, ein Riese, der sich einst in der Sturmnacht allein von der ganzen Höhenbewaldung behauptete und wie ein Urwäldler auf das Jungholz herabschaut. Unter diesem dunkelen Dach finden sie ihre Rast und schauen Hand in Hand verschlungen über die von Bergfaltern belebte Lichtung hinab ins Tal, wo wie eine Fürstenstraße für Glück und Freude der breite goldglänzende Strom im smaragdenen Weiden- und Wiesengeschmeid hinfließt. Er geht dahin wie ein heiliger Träumer durch heiliges Land. Nichts

ist ihm bewußt von dem tötenden Weltenzorn, der alle Greuel in sich verbirgt.

Es ist für die beiden Menschen eine hochfeierliche Stunde; sie trägt in sich den Atem der Ewigkeit, jeder Augenblick wird so kostbar wie ein goldenes Jahr. Niemals kann diese Stunde in ihrer hohen Bedeutung sich wiederholen, niemals können die Herzen dieser Menschen etwas Größeres erleben. Sie reden nicht viel. Arme, verbrauchte Worte, die wie glatte, ungeprägte Münzen geworden sind, können das nicht kund tun, was ihr Schweigen sagt. Die Fülle dieser Stunde ist zu schwer, um sie durch Reden zu heben. Sie fühlen sich eins mit einem gewaltigen Schicksal, das Tausende packt. Hier ist nicht mehr Raum zu selbstischer Klage. Heldengröße wird von jedem als das einzig Natürliche gefordert. Der Tod, die Trennung sind näher als das Leben. Sie spürt seinen Puls, er den ihren, mehr wollen sie nicht auf Erden.

Sie bleiben dort oben an den Stamm des Baumes gelehnt, bis die Sonne glutrot hinter den vielen dunklen Zinnen der fernen Stadt zu sinken beginnt. Eine graue, in drohenden Ballen aufsteigende Gewitterwand nimmt das leuchtende Gestirn ihres Hochzeitstages auf. Die Nebel steigen aus den Wiesen und hüllen das Gelände in schimmernden Dunst. Alles wird unsicher und verschwommen —

„Wie unsere Zukunft!" haucht sie leise, und ein Schluchzen macht sie erbeben. Da hebt er sie mit starken Armen von dem Sitz empor.

„Liebste, ob wir leben oder sterben, wir sind in Gottes Hand!"

Seine Zuversicht stärkt sie. Selbander pilgern sie von der lichten Höhe hinab in die dunklen Tale, die ihrer warten.

Der Anfang nur.

O, dieses ist des Sieges Anfang nur.
Ob unsere Adern auch geöffnet fließen,
Ob rot wir färben Feld und Flur und Wiesen,
O, dieses ist des Kampfes Anfang nur.

Der erste Ansturm unsrer heilgen Kraft,
Das erste Schwingen unsrer guten Waffen!
Noch gilt es ungeheure Tat zu schaffen,
Aus all dem Jubel zittert Todesernst.

O laßt nicht ab vom brünstigen Gebet,
Wollt nicht die Hand vom Mantel Gottes lösen:
Noch tobt der Kampf und alle Wut des Bösen!
Nur seine Hoffnung gab uns Gott der Herr.

Die große Hoffnung auf den deutschen Sieg,
Gerechten Sieg der stolz gerechten Sache. —
Doch geht der Weg noch durch die blutge Lache,
Geht durch ein rotes Meer von Krieg und Mord.

Des Friedens Engel stehen noch verhüllt
Und bergen tief ihr Antlitz in den Händen.
Man sieht den Himmel nicht vor Feuerbränden
Und gramversunken stockt das Herz der Welt.

Der Verhau.

Zehndoppelt starrte der Verhau
Von scharfen Stacheldrähten.
Da hieß es Schmied und Schlosser vor,
Mit Scheren angetreten.

Ich war im Regiment der Schmied,
Der Schlosser war gefallen,
Der Klempner lag im Massengrab,
Nur ich, ich blieb von allen.

Ich nahm die Schere und ich schnitt,
Das war kein Zuckerschlecken;
Die Schere knirschte in den Draht,
Stumpf ward sie und blieb stecken.

Nur vorwärts, Schmied! — Es mußte sein
Ich schnitt und schnitt durch Stunden;
Aus meinen Armen troff das Blut,
Die Hand war voller Schrunden.

In Fetzen hing das Fleisch herab,
Doch mußt ich schneiden, schneiden,
Denn eine Bresche galt es ja
Den Brüdern zu bereiten.

Das Teufelsnetz bezwang ich da
Mit meiner guten Schere.
Der Hauptmann sagte: Dank, mein Sohn,
Das bringt dir große Ehre.

Man nahm die rechte Hand mir ab,
Denn sie ist brandig worden;
Auf meiner Brust strahlt eisern blank
Des Kreuzes Siegesorden.

Zermalmend fuhr das Schicksalsrad.

Zermalmend fuhr das Schicksalsrad
Durch gelbes Korn und grüne Saat.
Die Rosse peitschte der Treiber
Ueber zuckende Leiber.
Da ward so stumm manch froher Mund,

Da ging das Leben rings zugrund,
Es türmten sich die Hügel,
Es rauschten Rabenflügel.
Statt Gottes Lob und Benedein
Begann ein gelles, heiseres Schrein,
Des Krieges rote Flammen
Die schlugen rings zusammen.
O Volk, mein Volk, wie stark du bist!
Dich trifft der Feinde Trug und List;
Von Haß bist du umgeben,
Sie wollen dir ans Leben.

Nun reitet über Felder weit
Auf seinem fahlen Roß der Tod.
Sein Mantel schleift so blutig rot,
Er schwingt des Krieges Flammenscheit.
Es setzt sein Gaul der Hufe Erz
Ins Herz der Welt, ins Völkerherz.
Des Todes Antlitz grausenvoll
Grinst hinter düsterem Visier;
Schon sank manch stolzes Siegspanier,
Wenn seines Hornes Ruf erscholl.
Und wo sein breites Schlachtschwert mäht,
Kein einz'ger Halm mehr aufrecht steht.
Nie holte noch der Sensenmann
Der Welt so weit zum Schnitte aus,
Nie fuhr so unter Saus und Braus
Sein Messer über Flur und Tann,
Nie tät sein Ruf und zornig Brüllen
So schaurig alle Länder füllen.

Du Kriegestod, wer dich geweckt
Aus Friedenstraum mit wildem Fluch,
Ist reif für des Gerichtes Spruch.

Nun stehst du furchtbar aufgereckt,
Und deine schwarzen Trommeln werben
Zum Kampf, zum Bluten und zum Sterben.
Du türmst die Massengräber auf,
Du sprühst aufs Dach den roten Hahn;
Vom Blute stürzte aus der Bahn
Des Baches Schritt, des Stromes Lauf.
Du hast entfesselt Qual und Peinen!
Und jedes Lied ist endlos Weinen!

Gebet.

Und ob wir unter Todesschatten gehn,
Ob schwer sich senkt die dunkle Schicksalswolke,
Wir wissen doch, in wessen Schutz wir stehn,
Und du, o Herr, bleibst Führer unsrem Volke.

Du großer Leiter, suchst den Platz der Ruh,
Da wir uns lagern mitten in Gefahren;
Inmitten unserer Helden schreitest du,
Damit sie deinen Willen offenbaren.

In deinen ewigen Schleier streng verhüllt
Trägst du der Zukunft Sterben oder Siegen.
Wie deine große Absicht sich erfüllt, —
Von dir gehalten — gibts kein Unterliegen!

Der Feind.

Am Feldrain sitzen zwei Buben und wiederholen mit eintöniger Stimme ohne Aufhören einen alten Kanon, den ihre Väter jetzt wieder ausgegraben haben:

Das ist die Zeit der schweren Not,
Das ist die schwere Not der Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Not,
Das ist die Not der schweren Zeit.

Sie behaupten ihre Stimmen auch, als ein Trupp Infanterie dröhnenden Schrittes vorbeizieht und singt:

Ist einer von uns zu Boden gestürzt,
So tun wir ihn begraben;
Drei Schuß für seine Tapferkeit,
Die geben ihm in das Grab das Geleit.

Schwermütig brechen die schleppenden Töne sich an der Berglehne. Das Lied der Soldaten spricht wie eine tiefe, wissende Seele aus, was alle schweigsam erfüllt. Selbst hier im Süden Deutschlands, wo man das Brüllen der Kanonen nicht vernimmt, herrscht der Krieg und nur der Krieg. Tief hängendie Schicksalswolken über dem Volke. Gebeugten Hauptes, Angst und Gebete im Herzen, verrichten die Menschen ihr Tagewerk. Eine große, bange Unsicherheit schleicht durch die Welt. Eine zitternde Daseinsfrage. —

Die Weberwalburg, die bejahrte, von der Last des unerbittlichen Lebens gebückte Taglöhnerin, steht im Felde des reichen Hofbauern und gräbt im Verein mit andern Arbeiterinnen Rüben aus der sich wehrenden Scholle, die ihr Eigentum festhält. Ungewöhnlich groß sind die bläulichweißen runden Knollen geraten, schön und ergiebig ist die Ernte. Aber die Freude an dem Segen des Ackers wird nicht laut.

Es ist eine andere Ernte im Gang, die nimmt dem Vater den Sohn, dem Weibe den Mann, der Mutter das Kind. Darüber starben die kleinen Freuden, darüber ist alles Lachen ans Kreuz geschlagen.

Die Herbstnebel lagern in grauer Bängnis auf der weiten Donauebene; sie kälten das alte Weiblein bis auf die Knochen und spinnen ihr das silbrige Haar mit nassen Perlen ein: aber die Weberwalburg spürt weder Hitze noch Frost, das Leid hat sich ihr wie ein eiserner Harnisch

um Leib und Seele geschlossen. Mechanisch gibt sie ihre letzte Kraft in die Arbeit.

Lange ist kein ausgiebiger Regen niedergegangen, der Boden trotzt hart wie Fels, und es ist schwere Last, die Haue in die spröde, steingemengte Ackerkrume zu schlagen.

Der Mann des Weibleins, der Webersepp, treibt die hellmähnigen Ackergäule des Hofbauern — die einzigen zwei, die zu der Bewirtschaftung des Gutes freigelassen wurden —, auf dem Feldweg daher, um die Rübenfuhren einzuheimsen. Er ist fast zu gebrechlich für das Werk, aber der Ackerknecht, überhaupt alle Jungen und Starken des Dorfes kämpfen in des Kaisers Heer in Belgien, in Frankreich oder an der russischen Grenze, wohin sie das Kommando verschlägt. Nun bleibt die grobe, saure Arbeit den Händen der Schwachen und Alten vertraut, denn das deutsche Vaterland braucht jetzt auch die letzte Kraft, und die leeren Posten müssen besetzt werden.

Die Weberwalburg trägt eine schwarze „Fürta" (Schürze), und ein schwarzes Wolltuch ist um ihren magern Hals geknotet. Das ist ihre äußere Trauer für den Lenz, ihren einzigen Jungen, für den Frohen, Geraden, Starken und Getreuen, den sie drüben in Frankreich im Franktireurdorf ermordet haben, als er verwundet in ihre Hände fiel. Der Sohn des Rabenwirts im Dorfe ist der Unteroffizier des Lenz gewesen. Er ist mit einer Verwundung am Arm auf Urlaub daheim und hat der Walburg alles haarklein erzählt, nicht einen der grausamen Umstände hat der Mann der zitternden Mutter erspart. Wie mit Schwertstreichen hat er ihr die furchtbare Geschichte in die Seele gehauen. Auch auf eine Uebertreibung ist es ihm dabei nicht zusammengegangen.

„Der Lenz hat einen Granatsplitter im Schenkel gehabt. Recht gut hätt' er wieder werden können, warum denn

nöt? Auf dem Weg zum Verbandplatz sind die Schindluders über ihn her; die Augen haben sie ihm ausgestochen und ihn mit Sägemehl derstickt. So wahr ich dasteh'! Bei meiner Söhl (Seele)!"

Daraufhin ist die Walburg in sich zusammengesunken wie ein armes kleines Häuflein Unglück, die ganze Welt ist ihr aufs Herz gefallen.

„Ach, mein Bub, mein Bub! Mein Lorenzerl! Wär' doch i gestorben statt seiner!"

Als sie vom Wirtshaus heimgegangen ist, ist der Weg, den sie genommen hat, eine große Jammerstraße gewesen, so hat sie zum Himmel aufgeklagt wie eines, das eine große, offene Wunde am Leibe trägt, aus der das Blut verströmt. Die Kinder haben aufgehört zu spielen und zu singen, die Weiber haben das Ratschen und Zanken eingestellt und die Hofhunde ihr Gebell, als sollte Raum sein für die große, herzbrechende Klage der Mutter um den Sohn.

Der Mann der Walburg hat das Unglück stiller und gefaßter hingenommen.

„Muß sein, Burgel! Muß heruntergewürgt werden. Weib, wir zwei san nicht die einzigen! Der Heldentod für das Vaterland, Burgel, das ist eine große Ehr' —."

„Aber daß er so grausam is gemartert worden! Aber daß die Luders ihre Bosheit haben an ihm ausgelassen, an dem wehrlosen Buben — Vatter, wo war denn da unser Herrgott?" Sie schreit es wild und trotzig heraus.

„Unser Herrgott kennt schon seine Sach', Weib. Er wird den Lorenz belohnen. Bei die heiligen Martyrer ist der Lorenz. Burgel, versündig di nöt! Es muß durchgehalten werden."

Aber die Burgel kann all das Grausame nicht verstehen. Seit dem Tod ihres Sohnes tobt ein wirres

Flimmern und Flinkern in ihrem Blick, und wenn die Leute sie anreden, hört sie es nicht. Ihre Seele kniet unablässig neben dem Lorenz und erleidet mit ihm die letzte Not.

Sie geht nach wie vor getreulich ihrem schweren Tagewerk nach, weil sie es lebenslang gewohnt ist, aber ihr Herz ist nicht bei ihr. Sie sucht in weiter Ferne ein Grab, das sie niemals finden kann. Sie tastet mit ihren armen alten Händen im Leeren.

Am Bahndamm, der an dem Rübenacker vorbeiführt, arbeiten gefangene Franzosen. Kleine, hagere Menschen mit gelben, traurigen Gesichtern. Auch ihr Herz ist nicht hier, es ist ferne in Frankreich und sorgt sich, ob Weib und Kind noch leben. Oder liegen sie unter den Trümmern des niedergebrannten Hauses? Oder irren sie brotlos in den Wäldern? Die Gefangenen karren Steine und legen Faschinen, sie arbeiten an dem Schienenweg, auf dem der Feind in ihr Land getragen wird. Manche fühlen die bittere Schmach dieser Tatsache und tun ihr Werk unter Weinen und Zähneknirschen, andere kennen nichts als die Sehnsucht nach einer Zigarette.

Das Rot und Blau der französischen Uniformen sticht und brennt durch die flatternden, sinkenden Nebelflore zu Walburg herüber. Da wirft sie plötzlich die eiserne Hacke von sich, schüttelt und reckt die zaundürren Arme in die Luft empor und schreit: „Da san die Mordbuben! Bal' ich dürft' — derwürgen tät' ich jeden von ihnen — so wie sie den Lenz derwürgt haben." Die Taglöhnerinnen rings im Kreis halten ein mit der Arbeit. „Geh, Burgel!" beschwichtigen sie, „was können denn die dafür? San arme Tröpf'. Haben auch Weib und Kind daheim. Schau doch, wie die im Elend sind!"

Aber die Burgel läßt sich ihren großen Zorn und Racheschmerz nicht rauben. Sie begreift nicht, daß die da

drüben am Leben bleiben, da doch ihr Lorenz sterben mußte. Ausrotten möchte sie jeden von ihnen. Das Allerschlimmste tät' sie ihnen an, wenn sie könnte.

Am Weggraben sitzt die Alte zur Brotzeit, der Mann neben ihr. Sie haben einen Krug voll Bier, gutes festes Roggenbrot und Backsteinkäse. Wer arbeiten will, muß auch essen, das ist ein eisernes Gesetz, von dem kein Herzeleid befreit. Die Franzosen werden von der Arbeit heimgeführt. Eine müde verquälte Truppe. Ein blutjunger Bursche, ein achtzehnjähriger, marschiert unter ihnen. Vielleicht einer, den Mutterhände zeitlebens gehegt und gepflegt haben, der ist schlapp geworden, den hat das Fieber, den peinigt und peitscht der grimmige Durst. Er kann ein wenig Deutsch. Er streckt die langen, feinen Hände nach der Walburg aus.

„Gute Frau, nur einen Schluck aus dem Kruge, mich dürstet!"

Ehe es der Webersepp verhindern kann, rafft die Walburg einen Stein aus dem Graben auf und schleudert ihn dem Franzosen ins Gesicht!

„Da hast du, was dir gehört, du Mörder."

Dem jungen Menschen tropft das Blut von der Stirne herab. Wankend geht er weiter in den Nebel hinein, wie eine stumme Anklage.

Der Webersepp ist ganz außer sich über die Tat seines Weibes; denn ihm hat unser Herrgott ein feines Gefühl für Gerechtigkeit zugemessen. Schon hebt er die Faust, um der Burgel, zum erstenmal im Leben, einen Schlag zu versetzen. Aber er besinnt sich noch und sagt nur traurig:

„Schamst di net, Burgel? Bist du ein Christenmensch oder nöt? Willst ebba gerade so schlecht sein wie die Bagaschi, die wo den Lenz gemordet haben? Die hassest du

bis aufs Blut und tust es ihnen doch nach! I hab' di allweil in hohen Ehren gehalten, Burgel, weil du dich kreuzbrav geführt hast. Aber jetzt bist du mir ganz z'wider in deinem blindwütigen Zorn."

Die Burgel ist da im gelben Gras gehockt wie ein sturmzerzauster Rabe. Die Hände sind ihr glatt am Leibe niedergefallen, und das Herz hat schier zu schlagen ausgesetzt. Zum erstenmal, seit sie im Ehstand ist, hat ihr stiller, zufriedener, gefaßter Mann sie hart angelassen, und seine Augen haben sie angeblitzt, wie wenn er ihr Feind wäre.

Nie zuvor hat es ein ungutes Wörtel zwischen den beiden gegeben.

Z'wider ist sie ihm, sie, die ihr Herzblut für Mann und Kind bereit hält! Wie oft hat der Sepp gesagt: „Wir sind arm, Burgel, aber der Frieden ist das höchste Gut, den soll uns keiner nehmen!" Und nun zürnt der Sepp mit ihr, weil sie den Mördern ihres Kindes Böses mit Bösem vergalt.

Sie kauert sich immer tiefer in sich hinein und vergräbt das arme Gesicht in den knochigen Fäusten. Fremd ist sie geworden auf der Welt und unter den Menschen durch ihr übergroßes Leid. Selbst der eigene Mann kehrt sich wider sie.

Das Grab ist die einzige Stätte, da ihr noch wohl sein könnt'; herzbrechend schluchzt sie auf.

Der Webersepp schaut sein Weib an, und es erbarmt ihn doch über sie. Er erkennt ihre große, große Verlassenheit und ihren entsetzlichen, abgrundtiefen Jammer. Das einzige Kind! Leicht mag eine Mutter das nicht verkraften.

„Geh her, Burgel, schau mi wieder an! Hab's nit so arg bös gemeint. I hab' nur denkt, daß unser Herrgott

die Feindesliab von uns will. Hat er doch vom Kreuz herab seinen Mördern vergeben."

Weich, lieb und herzlich ist des Mannes Stimme, wie sie zu Burgels Brautzeit war. Seine warme Hand legt sich auf die Schulter der Burgel.

Da lösen die harten, starren Felsen sich in des Weibes Brust, und sie muß weinen, weinen. Zum erstenmal, seit sie vom herben Leiden und Sterben ihres Kindes weiß, laufen die hellen, silbernen Tränen über ihre gefurchten Backen herab. Ströme der Erlösung und Befreiung.

Das Wort von der Feindesliebe und der Heilandvergebung am Kreuze hat ein neues Tor aufgerissen für ihre Gedanken. Das alte Weiberl fängt an, wieder zu ihrem Selbst zurückzukehren, aus der Tiefe ihres armen zerfetzten Wesens steigt langsam und siegreich die eingeborene Muttergüte empor. Die Erstarrte erwacht zum Leben.

Von der stillen, nachdenklichen Gerechtigkeit ihres Mannes fliegt ein Funken in ihr verdüstertes Gemüt und steckt die Fackel der Erkenntnis an.

Freilich können die armen Gefangenen nichts für den gräßlichen Krieg und die Missetat ihrer Landsleute, freilich hat sie Unrecht gehabt, den Elenden zu fluchen und Steine nachzuwerfen. Wie kann man denn das Verbrechen an Unschuldigen rächen. Gott mag's ihr verzeihen. —

Immer tiefer geht sie in sich, bis sie auf den weichen Grund ihrer Seele gerät, dort wo verborgen die Wasser des Lebens stehen.

Wieder sind die Franzosen am Bahndamm an der Arbeit. Wieder leuchten die grellen Farben ihrer Montur in die fahlen Herbstfarben hinein und erzählen von dem fernen furchtbaren Menschenmorden. Der junge Mensch, den die Burgel mit dem Steine traf, schiebt den Karren mit Steinen mühsam entlang; hart und ungewöhnt kommt

ihn die Arbeit an. Seine Stirne ist mit einem weißen Verband zugebunden, der schreit einen Vorwurf gegen die Burgel hinüber. — Ach, wie blaß, müde und traurig er aussieht und ist doch auch einer Mutter Kind.

Die betet wohl für ihn, die hat schlaflose, bange Nächte um seinetwillen, hält ihn für gestorben und begraben.

Das fremde Leid wacht auf und will den Weg zum Herzen der Burgel finden. Sie wehrt sich nicht mehr dagegen, sie läßt es ein. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", tönt es über ihr.

Die Alte hat die Haue in die Furche geworfen, ihr Auge folgt den Bewegungen des Fremden. Schwach ist er, alles wird ihm schwer; er schwankt im Gehen, ist vielleicht in einem Schloß daheim und muß hier karren. Jetzt fällt er vor Schwäche in die Knie, weil die Last für seinen zarten Rücken zu groß ist; da löst sich ein Tropfen Blut aus der Binde und fließt über das schneeblasse junge Gesicht. Er wischt's ab und schiebt den Karren weiter; er ist nicht wehleidig — man sieht, er will stärker scheinen als er ist.

Merkwürdig, wie genau die Burgel alles erschaut, sie, die wochenlang nicht hörte noch sah, was um sie geschehen. Eine Zeit noch zögert sie und kann nicht schlüssig werden; aber plötzlich gibt es ihr einen Ruck.

Sie greift nach dem Weidenkorb neben sich, Brot und Milch ist drin.

Mit ihren schweren Nagelschuhen, an denen die rote Lehmerde in zähen Klumpen hängt, stapft die Alte durch die aufgeworfene Ackerscholle zum Bahndamm hinüber.

Der Posten, der mit dem aufgesteckten Bajonette vor den Gefangenen hin und her schreitet, will sie zurückweisen, aber der Lorenz war sein Kamerad, und er kennt die Weberburgel.

„Nur dem Buben ebbes bringen, den wo ich gestern mit dem Steine troffen hab'." Es ist ein reuiges Flehen in der alten, zitternden Stimme, und sie darf passieren.

Nun steht sie vor dem blassen, fremden Jungen der feindlichen Rasse. Milch und Brot bietet sie ihm, das Beste, das sie hat.

Denn wir sind Menschen und Christen.

Siege I.

Ihr Schlachtensiege schweiß- und blutgetauft,
Ihr großen Siege mit dem Tod errungen,
Du Schwert in unsres Volkes Hand geschwungen,
Du starker Ruhm in bittrer Not erkauft. —
O unser Stolz, — er ist nicht hohl und leer
Und die Triumphe sind nicht taube Aehren,
Dahinter steht das heilige Entbehren,
Sie sind von hunderttausend Opfern schwer.
Es werden ragen weit in alle Welt
Die dunklen Kreuze auf den Massengrüften.
Wie Adler, die sich wiegen in den Lüften,
Stehn Heldenseelen überm Leichenfeld.

Siege II.

Es rauscht empor der alte Siegfriedszorn,
Der Drache Neid muß scharfe Hiebe spüren.
Die Riesenfäuste, welche Schwerter führen,
Sie mähn den Feind wie überreifes Korn.
Der Heldensage Zeiten werden wach,
Zum kühnen Degen ward der Friedensstecken;
Es wachen auf die grimmen Väterrecken,
Die Freiheitslieder brausen jäh und jach.
Die toten Feuer lodern auf zur Nacht,

Da schwinden aller Schlacken tote Reste;
Das ganze Land wird eines Mutes Veste,
Die deutsche Ehre steht auf hoher Wacht.
Die Tage sind so todesernst geworden,
Zu großen Bergen türmen sich die Leichen;
Die Welt erbebt vor unsres Zornes Streichen,
Wie einst beim Schritte römischer Kohorten.

Erlösung.

In unsres Harrens tiefe Angst und Nacht
Brach jäh herein des Sieges Macht und Pracht;
Und wir, die tiefgesenkter Stirne waren,
Erhoben jubelnd stolzen Ruhms Fanfaren.
Euch, große Helden, grüßt des Volkes „Heil“,
Der Kranz des Lorbeers, euer ewig Teil.
Der Kinder Tränen, Mutterschmerzen schweigen
In dieser Freude ungeheurem Reigen.
Ihr Wunden, Toten, euer starker Mut
Sei unser Erbe und unsterblich Gut!
Nie sei in Jahren fern und unermessen
Die blutgetaufte Siegesstund vergessen!
Du Gott des Siegs, du der Verheißung Gott
Du machtest unsres Feindes Haß zu Spott!
Du starker Gott, du Gott der deutschen Schlachten,
So laut der Dank, wie die Geschütze krachten!

Tage der Helden.

Und gebt ihr die Stellung des Heeres nicht kund,
Wir schießen, wir schießen euch durch den Mund!
Kosakenkugeln sind schnell und heiß,
Drum sage jeder, was er weiß —
Frist fünf Minuten.

Die Männer sanken auf die Knie.
Zu Gott, dem Helfer, riefen sie:
Nun gib uns in der letzten Not
Den großen Mut zum Heldentod,
Den Mut zu schweigen.

Die fünf Minuten sind vorbei
Kein Wort ertönt, kein Laut, kein Schrei.
Die Tapfern stehen still wie Erz.
Gott segne dich, du deutsches Herz!
Nun zielet!

Sie zielten auf den stummen Mund,
Besiegelt ward der Helden Bund.
Sie gingen aus des Lebens Pein
Ins schöne Land der Freiheit ein,
Ins Land der Ew'gen.

Gewehr bei Fuß! Es ist getan.
Die Seelen zogen himmelan. –
O Tage unerhörter Kraft!
O Tage höchster Siegerschaft!
Gewaltige Tage!

Hermann Löns †.

Nun weine, heil'ge Mutter Erde,
Nun weinet, Bruch und Stromesstrand.
Nun weinet, Moor und Moos und Wälder,
Und Brache, Haselschlucht und Brand.

Nun weinet, rote Herbstestage,
Ihr Wipfel sonnenüberstaubt,
Ihr Täler voll von Duft und Frieden;
Du schneegekröntes Bergeshaupt.

Der Träumer auf den Frühlichtfluren,
Der stille Siedler tief im Forst.
Der Wanderer am Seegestade,
Der Steiger nach des Habichts Horst,

Er wird euch nimmer selig preisen —
Du Wildnis, seines Herzens Braut,
Du Erlenschlag, du Weidenhege,
Bachwindung, nebelübertaut.

Du Felsenhang voll Krüppeleichen,
Du ferner Pfad, verschwieg'ne Schluft
Du Buchendom, du weite Halde,
Du stolzer Blick in Himmelsluft.

Du ernste Lüneburger Heide,
Es gab der tief getreuste Sohn
Für euch sein Blut auf Frankreichs Feldern.
Als letzten Dank und Minnelohn.

Liebe im Krieg.

Lisabetha Logan steht vor dem weißgetünchten, langgestreckten Gebäude des Krankenhauses, das nun zum Kriegslazarett umgewandelt wird, und starrt verlorenen, abwesenden Blickes die endlos lange, gerade Straße hinab.

Ebenmäßig ruhig stehen die grau verwaschenen Häuser mit ihrem roten Geranienschmuck, als gäbe es keine platzenden Granaten, keine wilde Zerstörung in der Welt. Die Ruhe hat etwas Aufreizendes für die in Erregung und Angst lodernde Seele des Mädchens. Sie hat in jugendlichem Ungestüm ihre Kräfte dem Krankenhausdirektor zur Pflege der stündlich erwarteten Kriegsverwundeten angeboten!

„Nehmen Sie mich in den Kurs, Herr Hofrat! Teilen Sie mir Arbeit zu! Ich muß etwas tun, das sich auf den Krieg bezieht. Diese Untätigkeit ist unerträglich!“

Aber sie hat eine schroffe, grobe Abfertigung von dem viel überlaufenen Arzt bekommen. „Scheren Sie sich zum Kuckuck! Unsere Kurse sind überfüllt. Es gibt mehr Pfleger als Verwundete im Lande. Meinen Sie, wir haben hier eine Bewahranstalt für beschäftigungslose Frauenzimmer?“

„Ach, wenn ich auch nur Schuhe putzen und Kartoffeln schälen dürfte. Es wäre doch etwas fürs Vaterland!“

Der Hofrat hat ihre letzten Worte nicht mehr gehört — das Telephon läutet . . . „Hier Hofrat Meyer . . .“ Er hat alle Hände voll zu tun, um die Krankensäle für die Verwundeten herzurichten. Der Schweiß steht ihm in dicken Tropfen auf der Stirn; seine Nerven sind bis aufs äußerste gespannt. Jedem, der den Versuch macht, ihn anzureden, wirft er feindselige Blicke zu.

Lisabetha hastet wie gejagt die breiten weißen Steintreppen hinab dem Ausgang zu. Sie ist überall im Weg. Schwestern und Aerzte, Sanitäter, alles drängt und stößt. Für heute nacht ist der erste Transport Schwerverwundeter angesagt. Es fehlt an Kissen, jemand sagt es. Lisabetha wird ihre eigenen Polster senden. Sie ist zu jeder Gabe bereit.

„Hände haben wir genug,“ sagt jemand im Vorübergehen, „aber Geld brauchen wir, altes Linnen, Fruchtsäfte.“

Lisabetha merkt sich alles wohl. Es gibt da doch etwas zu schaffen. Seit vierzehn Tagen hat sie unablässig Soldatensocken gestrickt, ein Paar graue, grobe Wollsocken über das andere. Es ist das einzige, das man ihr zugeteilt hat, aber nun sollen die Socken sich nicht bewähren bei den Märschen, die Arbeit hat keinen Wert mehr.

Vom Stricken weg ist Lisabetha in die Kirche gegangen und hat ihre Bitten mit denen der brünstig flehenden

Menge vereinigt. Es ist, als wollten die Menschen den Himmel stürmen, ein solches Gebetsleben ist erwacht. Lisabetha hat um das teuerste Leben zu flehen; ihr Verlobter kämpft als Reserveoffizier in der Front. Ihre Seele ist Tag und Nacht voll von der bittersten Angst, denn ihr Leben scheint in dem seinen versiegelt.

Eine quälende, brennende Unruhe tritt zu dieser zitternden Sorge. Sie ist trotz des Abschiedes auf Leben und Tod nicht in Frieden von ihrem Geliebten geschieden. Seit Lisabetha zum Gebrauch der Vernunft gekommen ist, hat sie aus allen Kräften ihrer Seele den Krieg gehaßt. Die Schriften der Baronin Suttner, des Grafen Tolstoi hat sie gelesen und sich zu ihren Lehren bekannt. Sie schienen ihr die logischen Folgerungen der Religion Jesu Christi. Sie hat gelernt, den Krieg als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, einen kulturwidrigen Zustand, eine himmelschreiende Sünde zu betrachten. Dennoch haben Kriegsschilderungen sie stets unwiderstehlich angezogen, so etwa wie die Schlange den zitternden Vogel an sich zieht. Sie kennt die entsetzlichen Zustände des dreißigjährigen Krieges, die Härten des siebenjährigen, das unbeschreibliche Grausen, die eisigen Furchtbarkeiten der Napoleonischen Feldzüge, die Massakres der Balkankriege. Ihr Haß gegen dieses entsetzliche Morden, dieses Sichzerfleischen der Völker steht wie ein großes, hellbrennendes Feuer in ihrer Seele. Sie hat es trotz aller unablässigen Rüstungen nie für möglich gehalten, daß die Regierungen des zivilisierten Europa wieder dieses grauenvolle Unglück über die Länder und Völker heraufbeschwören könnten.

Als nun der europäische Krieg, der unvermeidliche für das deutsche Vaterland, doch entbrannte, als die sich überstürzenden Ereignisse mit unheimlicher Schnelligkeit

die große Entladung heraufführten, hat es Lisabetha geschienen, als stürze das Weltall über ihr zusammen. Ihre leidenschaftliche Seele ist wie in einem Starrkrampf gelegen. Sie hat nicht in die glühende Begeisterung, den flammenden Russen- und Engländerhaß ihrer jungen Brüder einstimmen können. Sie hat nur die Millionen und abermals Millionen schuldloser Menschen gesehen, die nun ins tiefste Elend gestürzt werden sollen, in ein Elend, das keine Feder schildern, kein Pinsel malen kann, und das dem die Haare ergrauen macht, der mitten darin steht. Alles in ihr hat sich gegen die bevorstehenden und unvermeidlichen Grausamkeiten und Barbareien empört.

Sollte das eiserne Zeitalter, das Wiederaufleben einer glühenden Vaterlandsliebe sie klein finden? So hat ihr Verlobter, der junge Historiker, gefragt; er, der die politischen Zusammenhänge besser versteht, als Lisabetha; der weiß, daß Deutschland siegen muß in diesem Kriege oder untergehen und daß vor diesem Bewußtsein alle anderen Bedenken schweigen müssen.

„Siehst du nicht ein, daß es etwas Großes, Unerhörtes, Heldenhaftes ist, wenn ein einzelnes Volk, von seiner gerechten Sache überzeugt, gegen den Haß der ganzen Welt sich stemmt? — wenn es freudig bereit ist, für sein Fortbestehen den letzten Blutstropfen zu opfern? Weißt du nicht, wie Johannes von Müller über den Krieg dachte? Schrecklich sei er und wohltätig, luftreinigend wie ein Gewitter!"

„Nein, die Wohltaten sah ich nicht!" fährt Lisabetha heftig auf, „der Krieg spricht allem Christentum, aller Zivilisation Hohn: Er schleudert uns in die entsetzliche Finsternis des Heidentums zurück. Er entfesselt alle Roheit und Gemeinheit. Er besät die Welt mit geschändeten Frauen, verhungerten Kindern und den zerrissenen

Leibern der Männer. Er zerstört alles Glück, alle Schönheit, alle Kunst. Er zerstört den edlen Gedanken und alle glückliche Sicherheit in uns und macht uns dumpf, ängstlich und lahm."

Lisabetha merkte es ihrem Verlobten an, daß er ihre Rede als unpassend empfand.

„Man soll jetzt kein Wasser in den Wein unserer Begeisterung schütten!" sagte er finster. „Wir sind bereit, Leben und Blut hinzugeben. Dazu braucht man mehr als Kraft, man braucht Gottvertrauen und Glauben an die gerechte Sache."

Dann versucht er, sich in ihre Empfindungen hineinzudenken. „Kind, du siehst nur die eine Seite des Krieges. Bedenke doch, was solche Zeiten aus einem wehrhaften und ritterlichen Volke machen! — ein Volk von todesverachtenden Helden! von glühenden Liebhabern des Vaterlands, der Ehre, der Größe, des Heldenmuts. Jetzt werden Opfer gebracht, die man in stillen Zeiten für undenkbar gehalten hätte. Taten werden vollbracht werden, die nur die Erregung der großen Stunde zeitigen konnte. Aus den Schwachen werden Gewaltige, aus den Zwergen Riesen. Vergessen wird, was uns kleinlich und zersplittert macht, der Hader der Parteien. Alle Feinde schließen sich zu einer unlösbaren Kette. Mit Liedern der Vaterlandstreue geht der Soldat in den Tod. Vergessen, als wären sie nie gewesen, sind plötzlich die schmachvollen und niederen Dinge, welche uns als eine dekadente Nation erscheinen ließen. Ueberwunden liegt die Gefahr der Entsittlichung am Boden. Verschwunden ist das schlechte Buch, die leichtfertige Darstellung aus den Schaufenstern. Die Pforte der entnervenden Tingel-Tangel hat sich geschlossen, Lieder der Gottesfurcht und Gebete um himmlischen Schutz treten an ihre Stelle!"

Es hat schön und groß geklungen, was Lisabethas Verlobter sprach. Sie aber hat sich gewöhnt, nur die düsteren und finsteren Nachtseiten des Krieges zu sehen: leichenbedeckte Schlachtfelder, auf denen Menschen, die schlimmer sind als Hyänen, die Verwundeten verstümmeln und ausrauben; Verbandplätze voll von Verwundeten, die vor Schmerz brüllen, weil bei den schnellen Amputationen keine Narkose möglich ist. Sie sieht brennende Städte und Dörfer, friedliche Menschen, die in Todesangst flüchten, sie hört noch das Knattern der Gewehre über den Leibern der standrechtlich Erschossenen. Die lohende Begeisterung des Geliebten hat sie nicht zu teilen vermocht und ihn, der bereit, sich auf dem Altar der gerechten Sache zu opfern, dadurch bitter enttäuscht.

„Ich dachte, diese große, gewaltige Zeit, die zu erleben eine Gnade Gottes ist, würde dich größer und weitsichtiger finden!" hat er schließlich zürnend gescholten. „Das Vaterland braucht Heldenfrauen, wie es Heldenmänner braucht!"

Lisabetha kann diese Worte nicht vergessen. Wie soll sie plötzlich eine Heldenfrau werden? Sie lebt in ständiger Angst und Aufregung. Wenn einige Tage verstrichen, ohne ihr eine Karte des Geliebten zu bringen, tötet sie fast die Angst um sein Leben. Ihre Sendungen erreichen ihn nicht. Zuweilen hat sie das Gefühl, als sei er schon im Lande der Toten, unerreichbar für Verständigung . . .

Das Geräusch hastender Schritte reißt das Mädchen aus den quälenden Gedanken. Die Vorübergehenden, große und kleine, arme und reiche, langsame und flinke, setzen sich plötzlich in Bewegung. Von der Bahnhofstraße her dröhnt der schwere, taktmäßige Schritt von Soldaten. Jetzt überqueren sie den freien, großen Platz, auf dem

Lisabetha eben angelangt ist, und treten in das flirrende flimmernde Licht des Morgens.

Voran stämmige, ja hünenhafte bayerische Infanteristen in der feldgrauen Uniform; das Gewehr mit den blitzenden aufgesteckten Bajonetten funkelt und gleißt. Die machtvollen Gestalten, die von Gesundheit und Kraft strotzen, sind höher gereckt als sonst. Sie haben die Haltung des Siegers. Sie führen einen Zug eben angelangter französischer Gefangenen. Das sind müde Menschen, überhaupt eine kleinere, zierlichere Rasse. Die meisten können sich kaum noch vorwärts schleppen; zerfetzte Kleider, durchlöchert das Schuhwerk, manche ohne Kopfbedeckung. Das starke Rot und Blau der Hosen und Röcke schreit laut und bunt gegen die graubraunen Häuserstirnseiten; es erinnert irgendwie an Ströme fließenden Blutes. Die Jammergestalten rufen in Lisabetha Bilder aus den Befreiungskriegen, vom Rückzug der „Großen Armee" aus Moskau, wach,

Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen —

Die schmächtigen Leute sind ausgehungert, schmutzig, verwahrlost vom langen Felddienst, von den Strapazen der Märsche, den grauenhaften Drohungen der Schlacht, der Hetze der Flucht und der sechstägigen Eisenbahnfahrt von der französischen Grenze bis hierher, an das andere Ende Deutschlands. Ihre Gesichter sind stumpf, ihr Auge hängt verzweifelt am Boden. Sie fühlen das Jammervolle, Demütigende ihres Aufzugs, sie fühlen die Augen der Menge auf sich wie Anklagen und Verurteilungen. „Nous ne voulions pas la guerre!" — Wir wollten den Krieg nicht — sagt ihre trostlose Miene. „Wir haben Weib und Kind daheim; auch uns zerfallen Haus und Hof. Wir waren willenlose Werkzeuge in den Händen

gewissenloser Hetzer und Führer. Wir meinten für eine gute Sache zu streiten und zu siegen, und man schickte uns in Schmach und Untergang!"

Zwischen den französischen Liliputanern geht ein Riese, ein Atleth, vielleicht ein Normanne oder Bretone. Mutig und ungebeugt sieht er drein.

Lisabetha denkt mit Stolz an die breite Brust, die stolze Haltung, die sechs Fuß Länge ihres Verlobten! Welch' ein stattliches Paar sie sein werden, wenn er heimkehrt. Gott wird ihn behüten.... „Ich kann ihn nicht entbehren, Gott, du weißt es. Er ist mein Stolz, mein Glück, meine Freude!"

Unwillkürlich leuchten ihre großen, schönen Augen auf, als sie sich das Bild des Geliebten vorstellt.

*

An einem goldenen Septemberabend trägt am Todestage ihrer Mutter Lisabetha einen Asternkranz auf das Grab. Da sieht sie zum ersten Male das in einer Ecke des Gottesackers aufgeschaufelte französische Massengrab. Zwanzig braune schmucklose Holzkreuzlein stehen gegen den roten Abendhimmel. Seit die Verwundeten in der Stadt sind, starben täglich vier bis fünf von ihnen; die schwächlichen Franzosen erliegen am leichtesten. Die lange Fahrt im überhitzten Wagen hat die Wunden brandig werden lassen. Der Priester trägt in die Baracken täglich den Leib des Herrn, spendet die letzte Oelung.

Auf dem Friedhof leuchtet die weiche Spätsommersonne, streut mit vollen Händen rote, silberne, blaue Lichter aus, sie vergoldet die in lichten Kaskaden auf die Gräber niederströmenden Trauerweiden, gleitet mit leichter Hand über breites, dunkeles, gewölbtes Eschendach; über hochstrebende Kreuze, trauernde Bronzefrauen, weiße, mächtig

geflügelte Engel und blitzende Inschriften; über tröstliche Insignien der Liebe und des Gedächnisses, die Mahnungen an Auferstehen und Wiedersehen.

Ueppig in Scharlach und Karmin, in loderndem Gelb und schneereinem Weiß, in allen Schattierungen von Violett leuchten die Blumenflore auf den Grüften der Unvergessenen.

Kahl, frisch aufgeworfen und dann von den Füßen Neugieriger wieder glatt getreten, starren die Massengräber der Franzosen hart und unerbittlich in die blühende Herrlichkeit, die Pietät und milde Güte geschaffen. Hart ist die Erde im Feindesland, denkt Lisabetha. Auch den geliebten Unseren wird Frankreichs Erde kein sanftes Ruhekissen bieten. Der Krieg hat den Haß in die Welt geboren. Er stampft die Herzen der Nationen unter seine Eisentritte, daß sie starr werden, wie der nackte Fels. Hüfflos beben wir alle vor dem versteinernden Gorgonenhaupt, das uns zu anderen macht, als wir vordem waren. Wieder heißt es in der Welt: Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Nein schlimmer: Leben um Leben! Mitleid und gerechtes Empfinden sind verächtliche Schwäche geworden, weil die Feinde ringsum die Vernichtung alles Deutschen wollen.

Eben versteckt sich die glühende Sonne hinter einer dunklen Gewitterwand, die schwarz mit silbernen Rändern im Westen steht, ein riesiger Trauerkatafalk. Lisabetha zieht fröstelnd den weißen Schal um die feinen Schultern. Ihre Seele ist voll trüber Ahnungen.

*

Vierzehn Tage später steht das Mädchen wieder zitternd und verweint an der Pforte des Lazaretts. Mit dem Verwundetentransport der letzten Nacht ist ihr Verlobter gekommen. Er hat nach ihr gesandt. Er befindet

sich auf der Abteilung der Schwerverwundeten. Wie wird sie ihn sehen? Ihr schwindelt vor Bangnis.

Mit unhörbaren und doch wankenden Schritten gleitet sie an den Betten von Männern vorüber, die grau wie Sterbende aussehen und ihre unsagbaren Leiden lautlos ertragen. Schmerzen fürs Vaterland — o ihr heiligen, ihr willkommenen, ihr segensvollen Schmerzen! Lisabetha erkennt in diesen schrecklichen Augenblicken, welche unsagbaren Opfer für die Sache Deutschlands gebracht wurden. Diese Heldengröße wächst über ihr enges und verzagtes Herz hinaus. Nun steht sie vor dem Leidensbett des Geliebten. Das schöne, männliche, stolze Antlitz ist unverletzt, aber wie um zwanzig Jahre gealtert. Leiden und Erfahrungen unerhörter Art, Entbehrungen, Grauen und Schmerzen sind darüber hingegangen und haben es tief gezeichnet. Fieber und Qualen haben unerbittlich die Jugend darin zerstört. Das dunkle Haar des Siebenundzwanzigjährigen ist an den Schläfen schlohweiß geworden; die großen Augen, die so übermütig und stolz leuchten konnten, blicken der Braut mit tiefstem Ernst entgegen. Von der Gestalt des Geliebten sieht sie nichts. Er ist ganz mit Verbänden umschnürt. Keine Regung ist in seinen Gliedern; nur die eine Hand hängt herab, fahl und mager.

„Da bin ich wieder, Lisabetha," sagt er mit verlöschender Stimme, die sie wie ein ferner Hauch trifft. „Aber ich kann dich nie mehr umarmen, mein rechter Arm ist zerschmettert!"

Da wacht in Lisabetha mit Sturmesgewalt die echte tiefe Frauenliebe auf. Sie sinkt neben dem Bette nieder.

„Gräme dich nicht, Geliebter! Ich kann dich doch noch umarmen. Mein rechter Arm wird dein rechter Arm sein."

Da schießen ihm die Tränen in die Augen; er weint wie ein kleines Kind.

„Es war schrecklich, Lisabetha. Rechts und links fielen die Kameraden. Meinem besten Freunde wurden die Augen ausgeschossen. Ein anderer ward neben mir in Stücke gerissen."

Ueberwältigt von all den furchtbaren Erinnerungen schließt er die Augen.

Die Schwester legt Lisabetha die Hand auf die Schulter. „Sie müssen gehen. Sie gefährden sein Leben!"

Lisabetha wankt hinaus, durch eine Atmosphäre von Blut und Jodoform, vorbei an den stillen Schmerzensstätten.

Aber trotz alledem ist eine Art Jubel in ihrer Brust: der Geliebte lebt — und sie wird ihm helfen, die Zukunft tragen. Ihre Liebe in ihr wächst und erstarkt von Minute zu Minute.

Die Ihren daheim behandeln sie mit schonendem Mitleid.

„Ich brauche kein Mitleid!" ruft sie. „Ich bin reich, weil er noch lebt!"

Ihr einziges Leid ist, daß sie die Pflege des Schwerverwundeten nicht selber übernehmen darf. Auch jetzt noch ist sie ja von ihm getrennt. Einen ganzen Tag muß sie warten, bis sie wieder einen Blick in das geliebte Antlitz tun darf.

Aber unterdessen wird ihr ein Brief von ihm überbracht, der Schwester in die Feder diktiert.

Meine Lisabetha!

Zum letzten Male nenne ich Dich heute so; denn ich bin gezwungen, Dir Dein Wort zurückzugeben. Du kennst noch nicht die ganze furchtbare Schwere meiner Verwundung. Mir fehlt nicht bloß ein Arm, auch das rechte Bein ward mir von der Granate

fortgerissen. Ich bin nicht mehr der Mann, dem Du einstmals Dein Wort gegeben hast; ich bin ein elender, müder, halbverbluteter Krüppel. Ich habe dem Vaterland gern und willig alles geopfert, Dich aber, die Junge, Schöne, Lebensberechtigte kann ich nicht an mich fesseln.

Behüte Dich Gott, meine Lisabetha.

Lisabetha liest — und die Tränen stürzen wie heiße Bäche aus ihren Augen. Aus welchem Meer von Leiden und Entsagen ward dieser heldenhafte Brief geschrieben, welch' stille, christliche Größe spricht daraus!

Aber nur einen Augenblick läßt sie sich von der Wucht des Schicksals niederbeugen, dann erwacht die ganze großmütige Kraft ihrer Jugend und Reinheit, die Gewalt ihrer ungebrochenen Liebe; der Quell ihrer Hingabefähigkeit strömt reich wie noch nie. Der Mann, der in heiliger Treue sein Blut für das Vaterland gab, soll jetzt auch bei ihr die heiligste Treue finden.

Barhaupt stürmt sie zum Haus hinaus durch die Straßen in den Pfarrhof: „Hochwürden! Noch heute müssen Sie mich trauen. Mein Verlobter liegt schwerverwundet im Lazarett. Als sein Weib werde ich das Recht haben, ihn zu pflegen."

Und es geschieht, wie Lisabetha es will. Ein von Blut und Tränen getauftes junges Eheglück ist das ihre.

Stolz ruht das Auge des Mannes auf ihr. „Diese Zeit hat dich größer und stärker gefunden, als ich zu hoffen wagte, mein geliebtestes Weib."

Die kleine Wanda.

„Man wird die kleine Wanda endlich verkaufen müssen! Ein ausgedienter Gaul! Kein Rekrut lernt mehr darauf das Reiten, so lammfromm ist das Biest!"

So schimpfte der Rittmeister alljährlich zur Zeit der Remonten, und doch wurde die kleine Wanda, die seit zwölf Jahren in der Kaserne war, niemals verkauft. Es war der ganzen Eskadron, als ob ein Stück Herz mitgehen sollte, wenn die Wanda fortkäme. Nein, man konnte sich die hübsche, mollige Stute mit dem schlanken Kopf, dem langen feinen Hals, den tiefen klugen Augen und den eleganten Fesseln nicht als einen abgetriebenen, abgemagerten Droschkengaul vorstellen. Sollte sie mit hängendem Kopf halbverhungert, mit hochstehenden Hüftknochen stundenlang am Domplatz stehen? — sollte sie zur Beförderung des ältesten Kalibers der Menschheit dienen? — denn wer vom Zivil jung und flott ist, fährt heutzutage Auto — sollte sie vielleicht mit einem rosengezierten Strohhut auf der Mähne eines Tages in den Straßen am Hitzschlag zusammenbrechen, krepieren? Nein, ein Kavalleristenherz konnte den Gedanken an ein so schmähliches Ende nicht fertig denken.

Die Wanda blieb von Jahr zu Jahr da, ebenso ihr Nachbar im Stand: Zorn, der riesenhafte Rapphengst, der immer — wie die Soldaten despektierlich sagten — dem Karbol-Dragoner als Sofa, das heißt dem Stabsarzt als Reitpferd diente und dem auch schon längst das Verkauftwerden drohte. Aber jetzt nach der Kriegserklärung war es ausgeschlossen, daß die kleine Wanda oder der schwarze Zorn losgeschlagen würden. Neben beiden konnte man eine Kanone abfeuern, ohne daß sie scheuten oder stiegen. Nicht einmal die Dampfwalze brachte sie aus der Fassung. Auch fehlte es an gut zugerittenen Rössern. Die Metzgergäule und Ackerpferde, die jetzt hereinkamen, hatten allerhand Untugenden, die man ihnen erst austreiben mußte. Die Wanda aber war das lebendige gute Beispiel. Sie leuchtete selbst aus dem alten Pferdebestand des

Chevaulegerregimentes durch absolute Vollkommenheit hervor.

In dem Pferdestall der Kaserne spiegelten sich an den Namenschildern der Gäule alle Neigungen und Torheiten des jetzt im Absterben begriffenen Zeitalters. Für die nun gründlich überwundene Engländerei zeugten die Benennungen: Mylord, Lady, Queen, Geisha, King. Der Wagnerschwärmerei der Offiziere war ausgiebig Tribut gezollt worden. Beweise: ein rotscheckiger Loki, ein schneeweißer, fleckenloser Siegfried, eine gelbmähnige Freya, die gespenstisch-tiefschwarze Erda, ein kühnsteigender Wotan, eine Walküre. Natürlich fehlte auch das edle Roß Grane nicht, und ein besonders wilder Gaul hieß Fafner. Selbst Anklänge an das klassische Altertum spukten in den Ställen: Homer, Achill, Hektor, Kassandra, Hannibal, Bukephalus, Cäsar, Imperator machten ihren Namen mehr oder weniger Ehre. Das Theater hatte allerlei sinnreiche Anregung gegeben. Es waren da ein Jago, ein Othello, ein Shylock, ein Turridu und eine Santuzza, eine Jessika und eine Carmen. Ein gefühlvoller Leutnant hatte seine Stute Innigkeit genannt, und ein anderer ritt die Flora.

Die Soldaten denken sich nichts bei den stolzen, fremden, feudalen Namen ihrer Pferde. Sie nennen ihr Reittier schlechtweg „mein Mops“. Das ist schnell gesagt und macht keinerlei Zungenschwierigkeit. Aber nicht einem von ihnen würde es einfallen, die kleine Wanda „Mops“ zu nennen. Sie ist eine Persönlichkeit. Sie ordnet sich keinem allgemeinen Begriff ein. Sie ist und bleibt das Musterpferd der Eskadron. Vertrauenswürdiger als die meisten Menschen sind, kann sie für jedes neu einrückende Fohlen vorbildlich sein. Sie führt jede Gangart im Schlafe aus, geht auf die Signale, steht regungslos wie ein Bronzegaul

auf einem Denkmal, und ihr Galopp ist noch immer tadellos. Wer sie reitet, ist sicher, eine gute Figur zu machen.

Natürlich werden ihre Tugenden ausgenützt. Ja, sie ist eine Märtyrin ihrer guten Eigenschaften, denn da sie so musterhaft standhält, wird sie für die Rekruten als Voltigierpferd benützt. Sie lernen an der armen kleinen Wanda das Aufspringen. Wenn die Wanda ein Blaustrumpf wäre, könnte sie Bücher schreiben über die Ungeschicklichkeit der Menschen. Sicher macht sie sich ihre wenig schmeichelhaften Gedanken darüber. Aber nichts ist imstande, ihren Charakter zu verderben. Niemals wirft die Wanda tückisch die Ohren zurück, um nach der striegelnden Hand des ungeschickten Neulings zu beißen. Sie hat Geduld mit jeglicher Art von Dummheit. Ihr Huf schlägt keinen Tölpel mehr braun und blau; eine Unart, die Zorn nie abgetan hat. Freilich ist die Wanda von jener Tugendhaftigkeit, die nicht von Natur vorhanden war, aber durch lange Uebung um so sicherer erworben wurde.

Unverwüstlichkeit scheint ihre besondere Eigenschaft. Selbst der gewichtigste altbayerische Wachtmeister hat nicht vermocht, ihren gut gebauten Rücken auszubuchten. Die kleine Wanda hat viele Generationen von Rössern ein- und ausrücken sehen und es erlebt, wie das wildeste, freiheitsliebendste Fohlen an der Longe klein beigab und zahm wurde. Sie hätte den Kameraden und Kameradinnen gern manche Prügel, manchen scharfen Sporn, manches Zerren an der Kandarre erspart, hätte sie nur reden können. Sie konnte bloß durch Beispiel erzieherisch wirken. Wie jedes Pferd, das etwas auf seine Reputation hält, ist die Wanda rasend ehrgeizig, und sie will es recht weiblich um keinen Preis zugeben, daß sie alt wird.

Die Soldaten behaupten, sie verstehe die menschliche Rede ganz genau; sie lausche verklärt auf die Kantine

hin, wenn die Mannschaften bierselig das alte Liebeslied der Chevauleger-Kaserne anstimmen:

Denkst du noch der schönen Maientage,
Da die Liebe uns beglücket hat?
Du gestandest mir auf meine Frage,
Den du liebest, sei nur ein Soldat.
Die Soldaten liebest du gar sehr,
Doch vor allen einen Chevauleger.

Jedesmal wenn einer der Mannschaften im langgestreckten blitzsauberen Pferdestall am Stande der kleinen Wanda vorbeigeht, hebt sie wie ein treuherziger Köter bittend den Vorderhuf. — Alle wissen, das heißt: Schenk mir was! Das ist dann ein Stück des schwarzen, groben Kommißbrotes, von dem die Soldaten täglich ihre Ration fassen. Dieses Brot ist für die kleine, alte Stute der höchste Leckerbissen. Sie schätzt es mehr als Schokolade und Zucker. Sie wird damit belohnt, angespornt, kirre gemacht und beruhigt, soweit das bei der Ebbe ihres Temperamentes noch nötig ist.

Die kleine Wanda befindet sich jetzt bei der marschbereiten Staffel. Ihr Sattel steht fertig gepackt. Sie wurde einem schmächtigen neunzehnjährigen Kriegsfreiwilligen zugeteilt, der wohl mit einem störrischen, unbotmäßigen Roß niemals fertig geworden wäre. Es ist ein guter, blasser, schüchterner Junge, den die helle Begeisterung für das deutsche Vaterland zu einem Dienst getrieben hat, der eigentlich viel zu schwer für ihn ist. Zuweilen sitzt er in stille Schwermut versunken auf dem umgestülpten Wassereimer neben der kleinen Wanda oder er singt traurige ahnungsschwere Lieder:

Morgenrot, Morgenrot
Leuchtest mir zum frühen Tod,
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Er hat einen weichen, dunkelen Bariton, und da die kleine Wanda musikalisch ist und die alten Soldatenmelodien gut kennt, hebt sie die Ohren auf und lauscht und ist sehr zufrieden. Die kleine Wanda hält den Freiwilligen für einen wirklich netten Menschen. Und sie hat sich in ihrer Beurteilung noch nie getäuscht. Sie freut sich, daß sie mit ihm zusammengekommen ist. Sie weiß, daß ein Pferd es auch bitterlich schlecht treffen kann. Sie bemuttert den blassen Jungen. Sie reibt ihren Kopf an seiner Schulter, wenn er Heimweh hat, und sieht ihn mit ihren klugen, treuen, sanften Augen an, als wollte sie sagen: Gelt, wir zwei!

Sie versteht natürlich den Dienst viel besser als der Bursche. Sie ist seine Frau Meisterin.

Bei Patrouillen- und Uebungsritten macht sie so recht eigentlich die ganze Sache für ihn, wählt die klügsten Deckungen und geht leise wie ein Geist über Blatt und Holz und wittert die Stellung des Feindes schneller als ihr etwas träumerischer Herr. Wenn ein saftiges Donnerwetter des Wachtmeisters über den Jungen niedergeht, tröstet sie ihn, indem sie sich liebkosend an ihn drängt. Noch ist die Reihe nicht an den Rekruten und die Wanda gekommen, aber dennoch muß der Junge allwöchentlich beim Abmarsch mit der Wanda an die Bahn reiten, wenn die Rösser einparkiert werden. Die kleine Wanda ist alljährlich in einem Viehwagen zu den Herbstmanövern gefahren — sie geht ruhig und gesetzt über die Bretter in den Wagen. Sie muß es den ungebärdigen jungen Tieren zeigen — die scheuen und ausschlagen vor der dampfenden, sausenden Lokomotive, in den dunkeln, gähnenden Gefängnissen, die auf sie warten. „Bei gutem Willen ist alles möglich!“ so scheint jede Bewegung der Wanda zu sagen.

Endlich freilich ist auch die Wanda zum Abmarsch gesattelt. Der Junge war noch einmal daheim bei der Mutter, nun sitzt er mit ernstem stillen Gesicht auf dem Rücken der Stute und reitet mit einem Teile seiner Eskadron durch die Straßen der Stadt. Er sieht schmuck genug aus in der feldgrauen neuen Ausrüstung — und jung, ach so jung. Die Mädchen werfen ihm Nelken und Rosen zu. Blumen regnen auf ihn von den Balkonen. Die kleine Wanda trägt ihren Herrn stolz dahin; es ist gut mit einem braven Herrn hinauszuziehen in Streit und Kampf. Das Roß fühlt ganz genau, daß dieses kein Tag ist wie alle Tage. Würden sonst die Straßen so voll Menschen stehen? — würden Tücher wehen, Frauen schluchzen — würden sonst so feierliche, gewaltige Gesänge über die Stadt hinwehen? Nein, dieses ist für die Wanda die Stunde aller Stunden. Vier Tage lang muß dann die kleine Stute ununterbrochen auf der Achse stehen. Das ist ein unablässiges Rollen, Sausen und Knarren, ein Rütteln und Schütteln, daß ihr Hören und Sehen vergeht. Wann würde es aufhören, wann werden die Hufe wieder festen Boden unter sich fühlen, wann wird ein stolzer, froher Galopp über weite Freiheit die Erlösung bringen? Zuweilen trifft eine bittende Frage aus den tiefen Pferdeaugen den jungen Soldaten. Wie lange noch? Dann klopft er den schlanken Hals: „Aushalten müssen wir, Wanda, du und ich, wir müssen jetzt wie eine Seele sein. In Not und Tod, in Gefahr und Sieg, Wanda!" Und das Pferd reibt seinen Kopf an seiner Schulter. Sie werden wie unzertrennliche Freunde auf dieser Fahrt, der Reiter und sein getreues Pferd.

Die kleine Wanda ist wie ein anhänglicher Hund; sie wird für ihren jungen Herrn leben und sterben. Da sie nun vor der Front Patrouillendienste leisten müssen,

kommen ihre alten Wissenschaften der kleinen Wanda wunderbar zu nutze. Sie ist das geborene Schlachtroß, ohne Furcht und Tadel. Kein Geschützdonner, kein Granatengeheul, kein Bombenplatzen bringt sie aus der Fassung. Sie ist wunderbar erfinderisch sich zu decken und hinzuwerfen, wenn sie das Sausen der Granaten über sich hört. Sie ist auch bereit, ihren Herrn mit dem eigenen Leibe zu decken. Sie hält still wie eine Mauer, wenn er ihren Sammetrücken als Pult für einen Brief an sein Mütterlein braucht. Sie hütet seine Nachtruhe; niemals würde sie ihn anschnuppern und suchend und bettelnd auf ihm herumtreten, wie andere hungerige Rosse das ihren Reitern wohl in den schweren Nächten des Krieges antun, wenn unter freiem Himmel kampiert wird und kein Heu, kein Kommiß, kein Hafer, kein Tränkeimer zu beschaffen war.

Allein bei einer todesmutigen Attacke ist dann die kleine Wanda dem jungen Soldaten unter dem Leib erschossen worden — der schönste Tod für ein Soldatenpferd. Kein Altern, kein Schlappwerden, keine Degradierung zum Droschkengaul hat sie mehr treffen können. Nach einem fröhlichen Leben ist ein fröhlicher Tod ihr Teil geworden. Noch einmal hat sie ihrem lieben jungen Herrn die Hand geleckt, hat ihn noch einmal bittend und wissend angeschaut, und dann ist's vorbei gewesen. Ein Zittern ist durch den zartnervigen, goldbraunen Körper gegangen; sie hat die Beine lang und steif von sich gestreckt und ist dann ganz still da gelegen, während die Geschütze ihre donnernden Salven über sie hingesandt haben.

Der junge Soldat hat ihr noch einmal Abschied nehmend den schlanken Hals geklopft. Es ist keine Zeit gewesen, um ein totes Roß zu trauern, wahrhaftig nicht, aber der ganzen Eskadron ist der Tod der tapferen kleinen Wanda,

des lustigsten und klügsten aller Soldatenpferde, doch nahe gegangen. Für den braven jungen Freiwilligen wird sein erstes Kavallerieroß immer eine liebe Erinnerung bleiben. Wenn er das Leben behält und einst Kindern und Enkeln von dem gewaltigen europäischen Krieg und seinen Abenteuern und Fährnissen berichtet, wird auch die kleine Wanda in seinen Berichten aufleben und ihn aus weiter Ferne noch einmal mit den klugen, schönen Augen grüßen.

Gebet.

Du Gott des Friedens, fleh uns stehn
Vor Deinem heilgen Angesicht.
Wir wollten dieses blutge Morden
Und diesen Tod der Völker nicht.
Wir wollten unsere Felder pflügen
Und friedlich unsre Saaten sä'n,
Wir wollten unsre Garben tragen
Und unsre reichen Fluren mähn.
Da kamen über unsere Grenzen
Die Feinde, Herr, in grimmer Schar,
Da mußten wir die Schwerter reißen
Die heil'gen, Herr, vor dem Altar,
Die heil'gen Schwerter, die gerechten,
Die Schutz der Heimaterde sind.
O segne unsern Kampf, Gott, Vater,
Wir kämpfen ihn für Weib und Kind.

Allerseelen 1914.

So schwer von bitterer Trauer, so voll von unvernarbten Wunden wie in diesem Jahre stieg noch nie ein Allerseelentag über Deutschlands Fluren empor.

Wo wären genug der flammenden Kerzen, der blühenden Kränze, die frischen Gräber zu schmücken? Seit Wochen waren die Zeitungen überfüllt von den Todesanzeigen von Jünglingen und Männern, die auf dem Felde der Ehre den Heldentod starben. Morgen für Morgen erhoben die Glocken unermüdlich ihre tiefen klagenden Stimmen und luden zum Requiem für einen, den wir kannten, der uns nahe stand. Unerbittlich streckt der Moloch Krieg die glühenden Arme aus. Zwischen den Blättern des Gebetbuches drängen sich die Andenken, eines nach dem anderen gleitet mit ernster Mahnung herein. Gott hat seine Diener in übergroßer Schar zu sich berufen. Nie war der Todesnachen mit so vielen herrlichen Gestalten gefüllt. An jeden der Namen, die uns von den Totenzetteln entgegenleuchten, knüpft sich eine letzte, strahlende Erinnerung.

Der Hauptmann von C. Hoch zu Roß hält der stattliche Mann auf einem Hügel im Feindesland. Eben hob er den Feldstecher an die Augen, die Stellung des Feindes zu ergründen. Im nächsten Augenblicke wurde er nicht mehr gesehen: eine Granate riß Roß und Mann in Stücke. Vier Stunden, ehe er fortzog, ward er getraut. Ströme von Tränen werden um ihn fließen. In Donner und Blitz kam der Gott der Schlachten zu ihm.

Der nächste Gebetszettel gilt einem zwanzigjährigen Fähnrich. Als Kind hat er bei uns im Garten gespielt; ein guter treuherziger Junge. Das Licht seines Elternhauses. Alle Offiziere seines Zuges waren im Gefecht gefallen, da stürmte er mit geschwungenem Säbel voran zum Angriff — Hurra, hurra, hurra! — Der Schrei des Triumphes starb auf seinen Lippen, er war über die ewige Schwelle gestürmt.

Wer wollte es wagen, um solchen jungen Toten zu trauern? Schöner kann keiner zum Ziele kommen. Ein

langes Leben voll Mühsal und Arbeit bringt nicht die schimmernde Krone dieses glücklichen Sterbens in Mut, Kraft und Begeisterung.

Leutnant G. — lebenslustig war er, ein wenig hochmütig, schneidig, ein Eroberer von Mädchenherzen. Der schönste Offizier der Garnison, der gewandteste Tänzer, der Veranstalter schöner Feste. Wer hat ihn je ohne sonniges, frohes Lächeln gesehen? Und das Ende? Vor Löwen wurden ihm beide Beine zerschmettert. Noch acht Tage lag er unter qualvollen Schmerzen im Lazarett. Trotzdem schrieb er noch einen zärtlichen Brief an seine Mutter: Mutterl, ich hab dir manche Sorgen bereitet, war nicht immer, wie ich sollte. Aber mein Tod bringt Ehre ins Haus. Gestern das Eiserne Kreuz — vergiß mich nicht. Mutterl, ich muß sterben ...

Ach und so viele Tausende, für die kein Gebetsandenken gedruckt wird, und deren Tod doch nie sich schließende Lücken reißt. Der Gatte des Weibes, der Vater der Kinder, die Hoffnung der Braut, der Ernährer der alten Eltern; der Führer des Pfluges, der Leiter der Fabrik, der Inhaber des Geschäftes, der Besteller des Gutes. Verlassen hängen die Geigen an den Wänden, verödet stauben die Malerwerkstätten. Das Buch wird nicht geschrieben, das gelehrte Werk nicht vollendet, die Forschung nicht zum Ziele geführt, der Lehrstuhl steht verwaist, der Redaktionstisch verstaubt. Alle die besten Kräfte des Vaterlandes erkaufen mit ihrem Blute den Fortbestand deutschen Wesens. Die Starken sterben, damit das Starke lebe. Eine so erhabene Totenschau, wie sie noch keiner Nation vergönnt wurde.

O du großer Seelentag — wie gewaltig ward durch den Hingang unserer Besten unser Dasein emporgerissen in reineres Licht, in höhere Bedeutung! Wo sind unsere

Kleinlichkeiten, unsere Engheiten, unser wilder Haß, unsere schwache Liebe? Die Zeiten haben sich riesenhaft aufgereckt und uns mit sich emporgehoben in reineres Licht zu größerer Lebensauffassung.

Wer spricht noch von Entbehrungen und Opfern? Ward nicht von unseren Toten das Letzte entbehrt, das Letzte geopfert? Gingen sie nicht auch auf dem schwersten, steilsten Weg zum Siege? Wann könnten wir genug tun, um ihrer würdig zu werden? Immer werden sie auf unerreichbarer Höhe über uns stehen. Ach, wenn wir heute am Tage Allerseelen das Schiff der Kirche, die Menge der Betenden überschauen, wieviel schmerzlich gesenkte Häupter, wieviel wallende Flore, wieviel schwarze Gewänder! Wieviel beraubte und verwaiste Herzen! In breiteren Strömen noch als sonst scheinen die ewigen Tröstungen vom Altare ins Volk niederzufluten und gewaltiger als sonst erhebt sich die große Bitte:

Requiem aeternam dona eis Domine!

Weihnachtslied 1914.

Maria mit dem Kinde, wie hart ist heut dein Weg.
Du gehst durch rauhe Winde, durch scharfes Dorngeheg.
Du mußt im Blute wallen mit deinem weißen Schuh!
Die lichte Himmelshalle schloß ihre Pforte zu.
Die Englein weinend hüllen ihr goldnes Angesicht,
Weil Schauer sie erfüllen, ihr Herz vor Gram zerbricht
Ob all der jungen Toten im kalten Erdengrund,
Ob all der rosenroten, weit offnen Sterbenswund,
Der Haß ist aufgeschossen, nun wogt die Sündensaat,
Es trabt auf wilden Rossen der Knochenmann zur Mahd.
Selbst diese Weihnachtszeiten randvoll von Tränen sind.
O wolle dich bereiten, Maria mit dem Kind!
O komm, du fromme Reine, du Mutter leidgewöhnt,
Du Selige, du Eine, die Gott mit uns versöhnt.

Am Kreuz war deine Stelle, dein Kind hast sterben sehn;
Kannst über Schmerzes Schwelle zu den Gefallnen gehn.
Drum wolle sie verbinden mit leiser milder Hand,
Du wirst ja jeden finden, der sich zu dir gewandt.
Du wirst ihm Frieden künden, der Heimat Lichterbaum
Ihm mütterlich anzünden in seinem letzten Traum.
Du hast den Schmerz bezwungen, dich schreckt nicht Gram und Tod,
So hast du dir errungen ein Recht auf unsere Not.
Du sollst im Glanze schweben ob blutgem Feld und Rain,
Und hoch zum Segen heben dein liebes Jesulein.
Es stieg aus deinem Schoße, du Mutter unversehrt:
Der Gottessohn, der Große, der leben uns gelehrt,
Der leben so wie sterben hat einst für uns gemußt,
Uns gnadenvoll zu werben nach Leid des Himmels Lust.
Drum gibt getrost die Schmerzen in seine offne Hand,
Der fromm ihn trägt im Herzen: der Held fürs Vaterland!
O komm mit deinem Knaben, viel süße Christnachtfrau,
Die Kämpfenden zu laben auf ferner Feindesau.
Du trägst in deinen Locken der Heimatsterne Schein,
Du trägst die Weihnachtsglocken ins Heldenherz hinein.

Die Friedensengel an der Kathedrale von Reims.

Fünfzig Engel hielten Palmenzweige,
Fünfzig Engel standen hoch im Lichte,
Zeugen einer Zeit der großen Wunder,
Zeugen großer Taten und Gesichte.

Fünfzig Engel hielten Wacht im Kreise,
Konnten doch das Heiligtum nicht hüten,
Stürzten krachend von den Postamenten
Vor des Hasses wildem Völkerwüten.

Fünfzig Engel neigten ihre Stirnen
Fünfzig Engel senkten ihre Flügel,
Ihre Palmen fielen aus den Händen
Nieder auf des Massengrabes Hügel.

Rechtlos sind die schönen Engel worden.
Vor dem Zorn Jehovas, dem entbrannten,
Hüllen zitternd sie die frommen Augen,
Stehn sie fern, die seligen Gesandten;

Bis sie lächelnd wieder nahen dürfen,
Um des Friedens Oelzweig heimzutragen
In die Lande, die das Blut gereinigt,
Wenn des Friedens große Stunden schlagen,

Wenn des Friedens mächtige Glocken läuten,
Wenn von Wunden trunken und von Siegen,
Betend vor verlassenen Altären
Wiederum Europas Völker liegen.

Weihnachtsgebet.

Jesuskindlein will sich zeigen
Unsren fernen Todeswunden,
Kommt in diesen Weihnachtsstunden
Auf ihr hartes Bett zu neigen
Sein erbarmungsvolles Antlitz.
Will sich ihnen liebend zeigen.
Süßes Kindlein, du mußt wallen
Ueber Berge, über Wälder,
Ueber Schlacht- und Leidensfelder,
Wo dich rufen, die gefallen
In dem ungeheuren Streit.
Tief im Blute mußt du wallen.
Heilig Kindlein, du mußt suchen
Nach den Sterbenden, die liegen
Ungefunden nach den Siegen.
Daß sie nicht der Liebe fluchen,

Wenn sie weltverlassen sind,
Mußt du sie erbarmend suchen.
Kindlein, wenn sie dich erschauen,
Wird ein Heimgehn sein ihr Sterben,
Werden sie den Himmel erben,
Ohne Schmerz und Todesgrauen
Rasten in der Liebe Arm.
Kindlein, wenn sie dich erschauen,
Himmelskindlein, du mußt trösten,
Die ihr Lebensblut vergießen;
Mußt ihr starrend Auge schließen
Den durch deinen Tod Erlösten,
Die du warbst auf Golgatha.
Kindlein, du nur kannst sie trösten!

Gebete.

I.

Herr Jesu Christ, in deine Wunden
Soll meine Seel' geborgen sein;
Dann zieh' ich ohne Furcht und Grausen
Ins Feld des blutgen Tods hinein.
Herr Jesu Christ, in deinem Herzen
Sei meine Stätte immerdar,
Du wirst mit deinem starken Schutze
Mich schirmen mitten in Gefahr.
Herr Jesu Christ, dein will ich bleiben
In Kampf und höchster, letzter Not!
Laß deine Gnad' nicht von mir weichen;
Dein bin ich lebend und im Tod.

II.

Großer Gott, in deinem Namen
Wollen wir die Schwerter ziehen,

Wollen wir die Lanzen heben,
Daß die Feinde vor uns fliehn.
Du, o Gott, hast uns gegeben
Heimat, Haus und Vaterland,
Hast das Herz uns eingewoben
In den heiligsten Verband.
Deutschen Herd und deutsche Sitte
Gabst du, Herr, in unsere Hut.
Hilf uns sterben, hilf uns siegen
Um das heilge Vätergut.
Deutsche Streiter, Vater, breiten
Ihre Hände zu dir aus,
Segne unsre heilgen Waffen
In dem Kampf für Herd und Haus.

Sankt Barbara.

Sankt Barbara, erhebe
Hoch über uns den Schild.
Es sausen und es brausen
Die Kugeln im Gefild.
Sankt Barbara, entflamme
Zum Heldenmut das Herz,
Daß aufrecht wir erwarten
Den Gruß von Blei und Erz.
Sankt Barbara, du Starke,
O schreite uns voran,
Daß wir den Sieg erkämpfen
Und stehen Mann für Mann.
Du Reine, Gottgeweihte,
Du Helferin im Streit,
Zum Kampfe und zum Tode,
O, mache uns bereit.

Gebet.

In deine Himmel hobst du, Herr, den Schmerz,
Den Kranz von Dornen machtest du zur Krone
Seliger Häupter, und dein Wundenmal
Gabst du die höchste Heiligkeit zum Lohne.
Du Gott des Leids, vom Felde blutgetränkt
Auf fliehn zu dir die heiß geliebten Seelen;
Aus Qual und Nöten steigen sie empor!
O laß es nicht an deinen Kronen fehlen!
So reich nur deine Herrlichkeiten sind,
So mild dein Lohn für die von dir Erlösten,
Gib ihnen jeden Trank der Seligkeit
Und alles Licht der Himmel, sie zu trösten!
O sieh, sie nah'n in ihrer Jugend Glanz,
Die zarten Leiber blutig und zerrissen,
Die schmerzgekauften: Beuge, Ewiger, dich
Und bette sie auf deiner Liebe Kissen.

Achtzehn Kerzen.

In dem geräumigen Lazarettsaal, welchen der reiche Fabrikherr zur Verfügung gestellt hat, liegen dreißig mehr oder weniger schwer Verwundete gebettet und werden aufopfernd gepflegt.

Die meisten von ihnen sind bärtige Landwehrmänner, Leute zwischen dreißig und vierzig Jahren, sehnige mächtige Gestalten. Einige haben gräßliche Verletzungen erlitten. Dem stillen Manne dort, dessen mächtiger Verband nur ein paar gequälte Augen freiläßt, ist der Unterkiefer weggeschossen worden. Die Aerzte werden ihm einen neuen von Elfenbein anfertigen lassen und Haut darüber ziehen. Aber die Zunge fehlt auch zur Hälfte; nie wieder wird er

sich der schönen deutschen Muttersprache bedienen können, ewige Stummheit ist sein Los. Dem anderen Manne dort sind die Augen ausgeschossen. Er weiß es noch nicht. Zuweilen sagt er mit einer heißen Bitte in der Stimme: „Herr Doktor, wann nehmen Sie mir endlich die schwarze Binde ab?" Es wird Sache des Priesters sein, ihm mitzuteilen, daß die schwarze Binde sich auf Erden nicht mehr lüften läßt, daß Gottes goldene Sonne für den Unglücklichen ausgeschienen hat. Nie mehr wird er das Antlitz seines Weibes, seiner Kinder schauen, nie mehr sehend die Heimat grüßen. Es wird ertragen werden müssen, wie so vieles. Aber alle im Lazarett fürchten den Tag der Mitteilung, als erwarte sie selbst das Entsetzliche.

Was ist dagegen der Verlust eines Beines, eines Armes? Eines Armes? Ach, auch dieser Verlust kann furchtbar verhängnisvoll sein. Nahe dem Fenster liegt ein Mann; ihm ward gestern der rechte Arm amputiert. Er hat sich bis zum äußersten dagegen gewehrt, es ging nicht anders. Mit leeren Augen starrt er nun auf die rotgoldenen Platanenwipfel im Herbstgarten, auf den durchsichtig smaragdenen Rasen. Er ist Landschaftsmaler. Schon hatte er Berühmtheit erlangt, Preise und Medaillen erworben. Sein ganzes Leben war in seiner Kunst beschlossen. Bis in die Tiefe seiner klaren Seele hinein liebte er die deutsche Landschaft. Er war ein Streifer in verborgenen Erdenwinkeln, wo die Wildnisse ihre unberührten, verträumten Schönheiten breiten, an weltfernen Mooren und Teichen, an vergessenen Seeufern, an den Altwässern gewaltiger Ströme, wo die Weiden ihre goldenen Lichter spiegeln, auf den unbetretenen Wegen des Dickichts und den einsamen Berghalden, wo das Licht seine höchsten Feste feiert. Da pflegte er zu wandern und den Verschwiegenheiten der Täler und Schluchten ihr Geheimstes zu

entreißen, um es mit verstehendem Pinsel den Wissenden ans Herz zu legen und die Menschen das Schauen zu lehren. Er hatte nur eine Leidenschaft, die Ausübung seiner Kunst. Nun würden seine Augen mit Tantalusqualen die Schönheit in sich trinken, denn sie festzuhalten und so den Durst der Seele zu stillen — das war für immer vorbei. Ach, wie langsam lernte er sich der Erkenntnis fügen!

In dieser Welt voll Qual, voll stumm ertragenen Lebensleides, voll unendlicher, gottergebener Geduld lag ein ganz junger Mensch. Sein Körper war jammervoll zerrissen, aber sein schönes Antlitz, das immer noch den Stempel der Fröhlichkeit trug, ruhte unversehrt auf den Kissen. Fast war es noch ein Kindergesicht, aber von herrlicher Intelligenz und heiliger Unverdorbenheit. Eine hohe, reine Stirn, in die ein Schwall aschblonder Locken fiel, langgefranzte Augen mit offenem Blick, ein feiner, unberührter Mund. Der Sohn einer sorgenden Mutter, eines guten Hauses.

Er würde sterben müssen. Die Entbehrungen, der Hunger, die schlaflosen Nächte, die Strapazen hatten seinem zarten Körper die Widerstandskraft genommen; es gab für ihn auf Erden kein Bleiben mehr. Man hatte seine Mutter benachrichtigt. Aber sie konnte wohl erst in einigen Tagen eintreffen, die Bahnverbindungen waren unterbrochen, die Entfernung sehr bedeutend.

Der Junge hatte seit seiner Ankunft vor einigen Tagen immer bewußtlos gelegen, bewußtlos oder fiebernd. Auch heute fieberte er — aber er war doch klarer, als bisher.

„Schwester," fragte er, „den wievielten haben wir heute?"

„Den zwanzigsten Oktober!"

„O, dann ist morgen mein Geburtstag. Da wird Mutter kommen. Ich weiß es. Mutter muß mir ja

meine achtzehn Kerzen anbrennen. Sie hat mir jedes Jahr Kerzen angebrannt. Ich war noch nie ohne Mutters Kerzen an meinem Geburtstag, solange ich lebe."

Er sank in Halbschlummer zurück. Die Schwester saß stille neben ihm. Sie dachte an die Mutter des Knaben. Wie stolz und froh mußte sie gewesen sein, dieses Kind zu besitzen. Alle Jahre seines Lebens waren ihr Freuden gewesen, reine, helle, ungetrübte Freuden — hätte sie es wohl sonst in ihrem Herzen gehabt, an seinem Geburtstage Lichter anzuzünden, die flammten und strahlten wie ein Dankesopfer für Gott? Die Schwester faltete leise die Hände zum Gebet. Sie hätte so gern der fernen Mutter das Leben ihres Kindes erhalten. Ach, es war nahe am Verlöschen.

Die kommende Nacht ward für den jungen Verwundeten verhängnisvoll — der Brand trat an die große, furchtbare Wunde; die Aerzte mußten im Kampf mit dem Schlachtenwürger die Waffen strecken. Die Mutter würde ihr heiß geliebtes Kind nicht mehr lebend antreffen. Man gab dem Jungen noch Zeit bis zum Nachmittag.

Als an jenem Morgen die Schwester aus der Kirche kam, trat sie in einen Wachszieherladen und kaufte achtzehn Kerzen: siebzehn kleine rote und eine große, hohe, starke, schneeweiße. Die Kerzen steckte sie auf ein rundes Brett, zündete sie an und stellte sie neben das Bett des Knaben. Sie leuchteten wie ein heller, schöner, goldener Kranz in den weiten Saal hinein. Die Verwundeten wandten ihre Augen nach dem strahlenden Glanz, der etwas himmlisch Schönes, etwas überirdisch Trostvolles an sich hatte und fragten, warum denn diese Lichter brannten. Da erfuhren alle, daß heute der achtzehnte Geburtstag des Sterbenden sei, und die es noch konnten, falteten die Hände in stummer Bewegung.

Der Junge aber öffnete im Laufe des Vormittags plötzlich weit die Augen und sah die brennenden Lichter seines jungen Lebens an.

„Ach, Mutter — Mutter," hauchte er, „bist du gekommen? Sage doch, weshalb das hohe Licht zwischen den kleinen steht!"

Die Schwester sprach darauf feierlich und mit lauter Stimme: „Das große Licht ist dein achtzehntes Lebensjahr, mein Kind! In diesem Jahre hast du die heilige Tat deines Lebens vollbracht, hast dein Blut vergossen für das Vaterland, hast die Treue gehalten, bist der höchste Stolz deiner Mutter geworden."

Der Junge bekam da Augen, die wie die Sterne Gottes strahlten. Alle die flammenden Lichter schienen sich darin zu spiegeln — er nahm den Glanz seines jungen Daseins mit in die Ewigkeit.

„Ja — heute bin ich achtzehn Jahre — Mutter!" flüsterte er und sank in die Kissen zurück.

Es war zu Ende mit ihm. Wie eine wunderbare Krone flammten die achtzehn Kerzen . . .